

# Besprechungen = Comptes rendus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **28 (1969)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

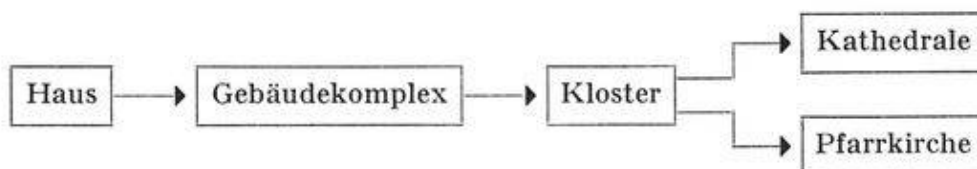
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Besprechungen – Comptes rendus

*Mélanges de linguistique et de philologie romanes offerts à Monseigneur Pierre Gardette (TLL 4/1)*, Strasbourg (Centre de philologie et de littératures romanes de l'Université de Strasbourg) 1966, 527 p. + 1 Porträt.

Am 13. Juni 1966 konnte Pierre Gardette seinen 60. Geburtstag feiern; bei dieser Gelegenheit wurde ihm von Freunden, Schülern und Kollegen eine stattliche, 50 Beiträge umfassende Festschrift überreicht, die nicht nur bezeugt, welche hohe Wertschätzung sich dieser hervorragende Kenner des Frankoprovenzalischen überall erfreut, sondern in ihrer thematischen Vielfalt auch zeigt, wie aufgeschlossen und interessiert Mgr. Gardette Disziplinen und Methoden gegenübersteht, die seinen eigenen fern liegen. Es sei hier auch daran erinnert, daß Pierre Gardette zu Lebzeiten von Jakob Jud und bevor er das Amt eines Direktors der *Revue de linguistique romane* übernahm (1953) ein häufiger und geschätzter Mitarbeiter der *Vox Romanica* war; diese enge Verbundenheit mit unserer Zeitschrift möge durch eine ausführliche Besprechung der ihm gewidmeten *Mélanges* unterstrichen werden.

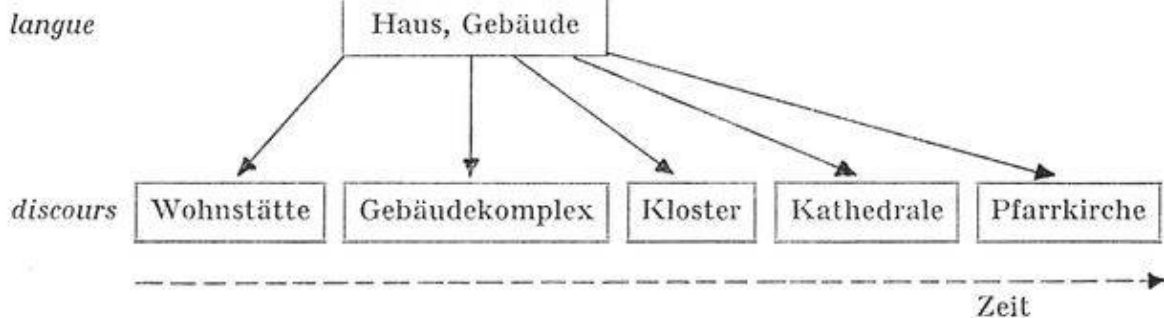
Die Festschrift wird durch eine Zusammenstellung der wichtigsten biographischen Daten (p. 9) und eine Bibliographie der Publikationen von Pierre Gardette eröffnet (p. 11–16). An sie schließen die folgenden Beiträge an: 1. Paul Aebischer, *DOMUS au sens de 'maison religieuse' dans les anciens documents catalans* (p. 17–25). Von it. *duomo* und dt. *Dom* ausgehend, zeigt Aebischer, daß sich auf Kultbauten bezogenes *DOMUS* zwischen dem 9. und 12. Jh. auch in lateinischen Dokumenten aus dem katalanischen Raum (und aus den westlich und nordöstlich anschließenden Gebieten) belegen läßt, und zwar in den Bedeutungen 'Kloster', 'Kathedrale' und 'Pfarrkirche'. Nach ihm wäre nicht an eine Ellipse bei *DOMUS DEI* o. ä. zu denken, sondern an eine an das Sardische erinnernde Bedeutung 'ensemble de bâtiments' (cf. sard. *domo* 'complesso rustico'), die ursprünglich auf den Komplex des Klosters bezogen worden wäre, von wo aus man sie dann auf die Bischofskirche inklusive Bischofsresidenz usw. und auf die Pfarrkirche mit den zugehörigen Gebäuden übertragen hätte. So einleuchtend Aebischers Darstellung sich auf den ersten Blick auch ausnimmt, so melden sich doch bald Zweifel, die vor allem das Ansetzen von Filiationsreihen wie



betreffen. Trägt man der Saussureschen Scheidung von *langue* und *parole (discours)* tatsächlich Rechnung, wird der (meist schon von der Chronologie her) zweifelhafte Charakter derartiger Stammbäume sofort klar. Auszugehen ist bei *DOMUS* von einem Grundwert 'Haus', 'Gebäude' auf Sprachebene, ein Grundwert, der – sieht man von der aktualisatorischen Einschränkung ab – in der Rede praktisch unverändert in Erscheinung treten kann, der aber durch kontextuelle Abschattierung auch zu zahl-

reichen verwandten Nutzwerten führt. Bei der Bezeichnung von religiösen Bauten als *DOMUS* ist zweifellos immer zu beachten, daß im Hintergrund die zahlreichen Bibelstellen stehen, die vom Haus Gottes (*DOMUS DEI*), von der Wohnstätte Gottes usw. sprechen. Eine ähnliche Konzeption liegt auch bei den Verwendungen von *DOMUS* zur Bezeichnung eines Klosters, einer Bischofs- oder Pfarrkirche vor, nur tritt hier der Patroziennamen anstelle des Namens Gottes (*domus Sancte Eulalie, domus Sancte Marie, domus Sancti Petri* usw.): das Kultgebäude erscheint als Wohnsitz, als «Haus» des Heiligen. Wir müssen also keineswegs auf den *effet de sens* 'Gebäudekomplex' zurückgehen, um die von Aebischer festgestellten Bedeutungen erklären zu können: *DOMUS* wird vielmehr durch den Kontext und die Situation (Art des bezeichneten Gebäudes) zu diesen Nutzwerten abgeschattiert. Diese Nutzwerte können allerdings zeitlich gestaffelt auftreten, und eine Art Wegbereitung für die nachfolgende durch die vorhergehenden Verwendungen muß sekundär wohl in Rechnung gestellt werden; primär ist aber immer vom Grundwert von *DOMUS* auszugehen, weshalb wir anstelle des obigen Schemas das folgende setzen<sup>1</sup>:

*DOMUS* (spätlat./frührom.)



2. Manuel Alvar, *La terminología del maíz en Andalucía* (p. 27–38, mit 5 Karten). Anhand der *ALEA*-Karten *maíz* (I, 102), *farfolla* (I, 105), *flor del maíz* (I, 103), *carozo* (I, 107), *mazorca* (I, 108) untersucht Alvar, wie die Terminologie um ein relativ spät (17. Jh.) eingeführtes Landwirtschaftsprodukt herum aufgebaut wird. Neben der Übernahme einiger fremder Bezeichnungen wird vor allem schon vorher existierendes Wortgut neu genutzt. – 3. R. Arveiller, *En lisant les dictionnaires (notes lexicologiques)* (p. 39–50). Arveiller untersucht die Wörter *ficoïde, gecko* ('espèce de lézard'), *girau-mont* ('sorte de courge'), *hégire, mollusque, moxa* ('sorte de bourre faite avec l'armoise, servant de révulsif'), *panthéiste/panthéisme – spinosiste/spinosisme* und *scorsonère* ('salsifis noir'). Der Verfasser verfügt über ausgezeichnete Kenntnisse der wissenschaftlichen Literatur vom 15. bis zum 18. Jh. (vor allem Medizin, Botanik und Zoologie). Es gelingt ihm, für die erwähnten Wörter kurze, die verschiedensten Spra-

<sup>1</sup> Die Fälle, wo das Band zwischen ursprünglichem Grund- und Nutzwert reißt und wo der Nutzwert (oder einer der Nutzwerte) in der Rede zum neuen Grundwert auf der Ebene der Sprache wird, sind als Sonderfälle zu betrachten und auch relativ selten (cf. aber gerade im Falle von *DOMUS* dt. *Dom*, it. *duomo* usw.); häufig dagegen sind Veränderungen des Grundwerts im Anschluß an Modifikationen des Systems der *signifiés* (cf. hierzu E. COSERIU, *Pour une sémantique diachronique structurale*, *TLL* 2 [1964], 139–185).

chen einbeziehende Biographien zu geben<sup>2</sup>, die vor allem die Bedeutung der lateinischen Gelehrtensprache in der betreffenden Epoche immer wieder in den Vordergrund rücken: wenn auch verschiedene Wörter zuerst in einer Vulgärsprache bezeugt sind, so dringen sie doch meist von einer lateinischen Zwischenform her ins Französische. Neben zahlreichen Neudatierungen und einer neuen Etymologie (*giraumont*) betreffen die von Arveiller gebotenen Korrekturen gegenüber den Wörterbüchern vor allem die Identifikation der Basissprache, nach deren Vorbild der französische Abklatsch vorgenommen wurde. – 4. A. M. Badía-Margarit, *Y a-t-il un dérivé de Lugdunum (cf. Lyon) en Catalogne?* (p. 51–58, mit 1 Karte). Anstelle der bisherigen Etymologie LOTONEM 'fruit du micocoulier' für *Lledó* (bei Besalú) schlägt Badía-Margarit eine Ableitung von kelt. LUGDUNUM < LUCO-DUNUM 'mont brillant' vor. *Lugdunum* erscheint nur in einem Dokument aus dem Jahre 978, während alle späteren Zeugnisse *Letuno*, *Ledono* usw. haben; der Verfasser sieht in diesen Formen eine sekundäre Neuinterpretation («latinisation toponymique») des nicht mehr verstandenen Namens. – 5. Kurt Baldinger, *Les mots lyonnais et francoprovençaux en français* (p. 59–80). Baldinger versucht in einem weder vollständig noch definitiv sein wollenden Überblick den heutigen Forschungsstand (vor allem auf Grund der *FEW*-Materialien) aufzuzeigen und darzulegen, daß das Französische im Bereich des Wortschatzes Lyon und dem Frankoprovenzalischen im allgemeinen viel zu verdanken hat. Es zeigt sich dabei, daß Lyon nicht nur autochthones Wortmaterial an die Schriftsprache weitergibt, sondern in zahlreichen Fällen dank seiner geographischen Lage und seiner wirtschaftlichen Bedeutung eine eigentliche Vermittlerrolle spielt und gewissermaßen als Umschlagplatz für provenzalisches, piemontesisches und italienisches Wortgut dient. An eigentlich frankoprovenzalischem Wortmaterial sind vor allem Ausdrücke aus der Textil- und Bekleidungsindustrie, dem Rebbau, der Käsebereitung und dann vor allem aus der alpinen Terminologie (Geländeformen, Witterungserscheinungen, Botanik, Bewirtschaftung, Bewohner, Berufe, Gegenstände usw.) ins Französische eingedrungen, wobei eine große Zahl von Bezeichnungen auf literarischem Weg vermittelt wurde; ganz besondere Bedeutung kommt in dieser Hinsicht J.-J. Rousseau und H.-B. de Saussure (*Voyages dans les Alpes*, 1779–1796) zu. – 6. Jean Bourguignon, *Mythologie et mélange des tons dans les fables de La Fontaine* (p. 81–87). In einer kurzen Skizze versucht der Verfasser zu zeigen, daß La Fontaine die burlesken Kunstgriffe Scarrons und besonders Boileaus wohl beherrscht, daß er diese aber nicht regelmäßig, sondern gezielt anwendet und daß die Mythologie nicht nur als leerer Zierat verwendet wird, sondern oft geradezu die Funktion eines Sympathie-Indikators hat. – 7. Jean Boutière, *Le «Trésor du Félibrige» doit-il quelque chose à l'influence de Paul Meyer?* (p. 89–96). Mistral lernte Meyer im Jahre 1862 kennen, und von diesem Zeitpunkt an bis zum Jahr 1909 bestanden freundschaftliche Bande zwischen den beiden, die sich in einer über hundert Briefe umfassenden Korrespondenz niedergeschlagen haben. Erstaunlich ist nun, daß zwischen 1862 und 1874 der *Trésor* nur siebenmal eher beiläufig erwähnt wird und sich Meyer sehr schlecht über Art und Stand des Werkes informiert zeigt. Erst 1877 ergibt sich eine bis zum Erscheinen des ersten Faszikels (1879) dauernde Diskussion. Meyer versucht Mistral dazu zu veranlassen, die PN und ON, die Verweise auf spätlateinische Formen und Entsprechungen in andern romanischen Sprachen, die etymologischen und bibliographischen Hinweise zu eliminieren. Mistral

<sup>2</sup> Im Sinne der Schalkschen Wortgeschichte, cf. vor allem den Sammelband F. SCHALK, *Exempla romanischer Wortgeschichte*, Frankfurt am Main 1967.



hält aber hartnäckig an seiner von Honnorat übernommenen Konzeption fest: Meyers Einfluß auf die Gestaltung des *Trésor* ist praktisch gleich Null. – 8. Charles Camproux, *Hors des «realia»: quelques verbes* (p. 97–103). Anhand einer Sammlung von Verben aus dem *Pays de Peyre* (Gévaudan) für die semantischen Bereiche *calcul* ('Berechnung, Absicht'), *joie, ardeur, entêtement/persévérance, découragement, souffrance* gelingt es Camproux, zu zeigen, daß die Dialekte keineswegs arm an abstrakten Ausdrücken sind, doch tragen sie meist affektischen Charakter; in der Regel basieren sie auf einer durchaus vitalen Prä- oder Suffigierung. – 9. German Colón, *Un problema de préstamo: español TURRON* (p. 105–114). Colón untersucht die Etymologie von sp. *turrón* 'Mandelgebäck'. Dank einer Reihe neuer Belege aus der spanischen und katalanischen Literatur des 15. Jh.s, die durch phonetische, morphologische und volkswissenschaftliche Argumente ergänzt werden, gelangt er dazu, Corominas' Vorschlag einer Ableitung von *TERRA* abzulehnen; *turrón* ist vielmehr eine -ONEM-Bildung zu *TORRERE*, wie dies erstmals schon 1611 von Covarrubias vorgeschlagen wurde. In einem andern Punkt folgt Colón dagegen Corominas: er betrachtet *turrón* nicht als autochthone spanische Bildung, sondern als Abklatsch des katalanischen *torró*; die Reflexe in den übrigen romanischen Sprachen dürften dagegen auf die spanische Form zurückgehen. – 10. Mirko Deanović, *L'Atlante linguistico mediterraneo in corso: 1956–1965* (p. 115–122). Kurzer Bericht über die Geschichte des *ALM* und den Stand der Arbeiten im Jahre 1965<sup>3</sup>; Würdigung der Mitarbeit von P. Gardette und Abdruck von zwei seiner Briefe, die sich mit dem *ALM* befassen. – 11. Maurice Delbouille, *Guenièvre fut-elle la seule épouse du roi Arthur?* (p. 123–134). Delbouille zeigt, daß die Behauptung gewisser Texte, *Guenièvre* sei die zweite Frau Arthurs gewesen, auf einer graphischen Konfusion beruht: in den Latinisierungen *Guenhuivara* und *Guennuvar* usw. (< *Gwenhwyfar* 'blanc fantôme, blanche fée') konnten die Gruppen *uiv* oder *uv* als *um* respektive *im* gelesen werden, so daß Sekundärformen wie *Ganhumara*, *Guenni-mar* usw. entstanden; hinter diesen sah man dann seit Wace und Giraut de Cambrie eine zweite Frau. – 12. Paulette Durdilly, *Extraits du livre de comptes de J. Panczus, receveur des tailles à Lyon (1341)* (p. 135–146). Das in Lyon aufbewahrte Rechnungsbuch des Johanin Panczus umfaßt 6 Papierblätter, von denen die Verfasserin die 3 ersten publiziert (warum eigentlich nicht alle?). Da Panczus ziemlich ausführlich über die Verwendung der ihm anvertrauten Gelder berichtet, ergibt sich ein plastisches Bild des Lyoner Lebens um die Mitte des 14. Jh.s. Der Wortschatz des rein frankoprovenzalischen Textes wird durch ein ausführliches, wenn leider auch nicht ganz vollständiges Glossar erschlossen. – 13. S. Escoffier, *Une «Chevauchée de l'âne» en patois lyonnais de 1566* (p. 147–160). Die *Chevauchées de l'âne*, ein grotesker Umzug zur Verspottung der Ehemänner, die von ihren Frauen verprügelt werden, stellen einen vor allem im 16. Jh. gepflegten Brauch dar, der sich im Gebiet um Lyon herum aber teilweise bis ins 19. Jh. halten konnte. Der älteste der drei Berichte aus dem 16. Jh. über diese jeweils bei großen Ereignissen veranstalteten Volksbelustigungen enthält eine 119 Verse umfassende *harangue dialoguée en «languaige lyonnais»*, die Simone Escoffier hier – begleitet von einer kurzen Studie der wichtigsten graphischen, phonetischen und morphologischen Züge und einem ausführlichen Glossar – publiziert. Die Sprache der *harangue* darf nicht als reiner Lyoner Dialekt angesehen werden,

<sup>3</sup> Deanović erklärt p. 116, das phonetische Transkriptionssystem sei festgesetzt worden «anche per i caratteri arabi, cirillici ed ebraici», eine Erklärung, aus der wir nicht klug werden, soll der *ALM* doch auf «Feldaufnahmen» beruhen!

was sich aus der Person des Verfassers erklärt: Jean Perron, ein Buchdrucker, hat wegen seines ständigen Umgangs mit französischen Texten als «Intellektueller» zu gelten, der nur allzuoft schriftsprachliche Elemente verwendet, wobei er diese allerdings in ihrer äußeren Gestalt meist recht geschickt dialektalisiert. – 14. L.-F. Flutre, *AU et IAU toniques du picard ancien et leurs aboutissements actuels* (p. 161–172). In einer leider nicht sehr übersichtlichen Studie untersucht Flutre die Herkunft von apik. *au* und *iau* und die Verteilung ihrer modernen Resultate (*o/ö* respektive *ïo/ïö* und Varianten); die historischen Erklärungen der einzelnen Entwicklungen scheinen mir nicht immer zwingend zu sein (cf. vor allem *au > o*, p. 164)<sup>4</sup>. – 15. Jean-Denis Gendron, *Contributions à l'étude du français rural au Canada* (p. 173–189). Der Autor publiziert vier kurze volkstümliche Erzählungen, die im Jahre 1954 auf Tonband aufgenommen wurden, in phonetischer Umschrift und fügt ihnen eine schriftsprachliche Umsetzung bei. Anschließend untersucht Gendron die Sprache des Erzählers, die als typisches, mit einigen Kanadismen, Anglizismen, Dialektalismen und Archaismen gespicktes Franko-Kanadisch angesehen werden muß. Die Darstellung befaßt sich besonders mit den phonetischen Abweichungen vom Normalfranzösischen und mit gewissen satzphonetischen Eigenheiten. – 16. M. Gonon, *L'inventaire des biens d'un citoyen de Lyon en 1327* (p. 191–196). Publikation des an sich lateinischen, jedoch eine Reihe von vulgärsprachlichen Elementen enthaltenden Textes; er ist begleitet von einem kurzen Kommentar, einer Übersetzung und einem Glossar. – 17. Charles-Théodore Gossen, *Les plus anciennes chartes en langue vulgaire rédigées dans l'Ajoie* (p. 197–206). Von den Resultaten Hallauers ausgehend – deren Richtigkeit er im wesentlichen nicht bestreitet<sup>5</sup> –, untersucht der Verfasser die Skripta der drei ältesten aus der Ajoie stammenden Dokumente. Er ist dabei in der Lage, das Original der aus dem Jahre 1244 stammenden Urkunde zu publizieren (die Hallauer nur in einer Kopie aus dem Jahre 1414 zugänglich war), und stellt vorerst einmal diesen Text der Abschrift gegenüber. Nach einem ausführlichen Kommentar der beiden recht verschiedenen Versionen folgt ein Vergleich mit den beiden Dokumenten aus den Jahren 1242 und 1256. Obwohl die Schriftstücke von verschiedenen Schreibern stammen, zeigen sie doch weitgehend gemeinsame Züge. Die Skripta darf in allen drei Fällen als burgundisch bezeichnet werden, wobei die spezifisch burgundischen Elemente zwischen 7,9 und 15,7% ausmachen. Daneben finden sich eigentlich regionale Züge (5,5–9,2%), Eigenheiten, die mehreren provinziellen Skriptae angehören (0,8–8,2%) und – wie nicht anders zu erwarten – ein dominierender Anteil von gemeinfranzösischen Formen (zwischen 62,3 und 85,8%). – 18. A. Griera, *Lingüística y liturgia* (p. 207–214). Beschreibung einiger alter, im Untergehen begriffener katalanischer Bräuche und ihrer Bezeichnungen, die mit der Liturgie oder dem Heiligenkalender im Zusammenhang stehen. – 19. Gabriel Guillaume, *Bêtes entravées et entraves* (p. 215–231). Aus dem Material des im Entstehen begriffenen *Atlas linguistique armoricain roman* (ALAR), der die Dép. Côtes-du-Nord, Morbihan, Ille-et-Vilaine, Loire-Atlantique,

<sup>4</sup> Beizufügen wäre noch, daß *teutes* im *Jeu de Saint Nicolas* nicht als Beleg für *ö + L* angesehen werden darf (cf. p. 162). TH. BERCHEM (*VRom.* 24 [1965], 76–84) und P. DEMBOWSKI (*VRom.* 26 [1967], 24–27) haben gezeigt, daß diese Form nicht auf *TÖLL(I)TAS*, sondern auf *TACŪTAS* zurückgeht; allerdings wird auch *eü < AU* später zu *eu (> ö)* reduziert (cf. DEMBOWSKI, *op. cit.*).

<sup>5</sup> Cf. JAKOB HALLAUER, *Der Dialekt des Berner Jura im XIV. Jahrhundert. Versuch einer Darstellung des Lautstandes auf Grund von Urkundenmaterial*, Zürich 1920.

Mayenne, Maine-et-Loire und Sarthe umfassen wird, stellt Guillaume die verschiedenen Methoden zur individuellen Einschränkung der Bewegungsfreiheit der Haustiere (Kühe, Pferde, Schafe usw., aber auch Hühner, Gänse usw.) und das zugehörige Vokabular zusammen. – 20. Henri Guiter, *Le z intervocalique caduc en catalan: phonétique et toponymie* (p. 233–244). Lat. s, c<sup>e/i</sup>, τ<sup>i</sup> und ɒ ergeben intervokalisch im Provenzalischen normalerweise z, während im Katalanischen dieses für eine frühere Stufe ebenfalls bezeugte Resultat je nach Ursprungsphonem mehr oder weniger regelmäßig fällt. In einer ausgezeichneten Untersuchung zeigt Guiter, daß in bezug auf die Regelmäßigkeit des Ausfalls eine Hierarchie ɒ/c<sup>e/i</sup> > τ<sup>i</sup> > s besteht. Bei Anwendung sprachgeographischer Kriterien ergibt sich, daß die Isoglossen für die Resultate von c<sup>e/i</sup> sowie vortoniges τ<sup>i</sup> und ɒ (→ ø/z) ziemlich genau der traditionellen Sprachgrenze zwischen Katalanisch und Okzitanisch folgen, während diejenigen für s und nachtoniges τ<sup>i</sup> und ɒ vor allem im Westen eine relativ breite Übergangszone auf seiten des Katalanischen ergeben. Diese Resultate werden durch den Befund im Bereich der Ortsnamen erhärtet, wobei sich aus den urkundlichen Formen im Osten ein etwas schnellerer Verlust des z ergibt. z < τ<sup>i</sup> dürfte im 10., z < s im 11., z < ɒ im 12. und z < c<sup>e/i</sup> im 13. Jh. gefallen sein, was durch die ältesten literarischen Texte im großen und ganzen bestätigt wird. – Im Anhang publiziert Guiter noch den ältesten Beleg für den ON *Ezerre* (> *Err*), eine Inschrift aus der betreffenden Kirche (Reproduktion + Transkr.). – 21. Albert Henry, *A propos de certains «nombrants» selon B. Pottier* (p. 245–251). Henry verteidigt sich vorerst gegen den Vorwurf Pottiers, er leugne beim «superlatif absolu» (*Paul est très sage* usw.) das Vorhandensein eines Referenzelements<sup>6</sup>. Er erklärt sich mit der Ansicht, hier liege ein impliziter Bezug vor gegenüber dem expliziten Bezug beim Komparativ (und «relativen Superlativ»), durchaus einverstanden; der scheinbare Widerspruch gehe allein auf eine etwas zu wenig eindeutige Formulierung seinerseits und eine willkürliche Loslösung des kritisierten Satzes vom Kontext durch Pottier zurück. Im weiteren wendet er sich gegen die Ansicht Pottiers, es liege beim Komparativ und beim «absoluten Superlativ» der gleiche Mechanismus vor, nur wechsele eben das Referenzelement (Positionsvarianten). Nach Henry liegt beim «absoluten Superlativ» und verwandten Konstruktionen (mit *extrêmement*, *assez* usw.) eine Einstufung auf einer nach subjektivem Empfinden, oft von Fall zu Fall verschieden geeichten Skala vor (nicht nach einem absoluten Wert «*concept en soi* = 1» wie bei Pottier!), eine *immensuration*, während wir beim Komparativ eine von der Wahl der Skala an sich vollkommen unabhängige Gegenüberstellung zweier (oder mehrerer) in bezug auf ihre relative Quantität respektive Intensität betrachteten Komponenten hätten (*commensuration*). – 22. Iorgu Iordan, *Quelques observations sur les causes des changements phonétiques* (p. 253–255). Der Ursprung der phonetischen Veränderungen liegt nach Iordan in der Konstitution der Laute selbst begründet, die sich aus verschiedenen, zum Teil widersprüchlichen Komponenten zusammensetzen; eine Störung des ursprünglichen Gleichgewichts zwischen diesen Komponenten wäre als Ursache der phonetischen Veränderungen anzusehen, in deren Rahmen einer der schon vorher vorhandenen Faktoren dominant wird. – 23. Omer Jodogne, *POVOIR ou POUVOIR?* (p. 257–266). Auf Grund von Reimen (*pouez*), der Silbenzählung (*peuvent*) und historisch-phonetischen Überlegungen kommt Jodogne zum Schluß, daß die Graphien *ou/eu* in *pouvoir*, *peuvent* usw. im 14./15. Jh. für *u* respektive *ö* stehen und nicht

<sup>6</sup> Cf. A. HENRY, *R 73* (1952), 2; B. POTTIER, *Systématique des éléments de relation*, Paris 1962, 153ss.



für *ov/ev*. Die Hiatusstilgung durch *v* erfolgte im Zentrum erst im 16. Jh. (entweder innere phonetische Entwicklung oder Analogie nach *savoir/mouvoir*); im Osten (Champagne, Lorraine, Wallonie) vollzog sie sich mittels *l* (Analogie nach *vouloir*) schon im 13. Jh. – 24. Hans-Erich Keller, *Quelques noms du PASSER DOMESTICUS dans la Gaule septentrionale* (p. 267–284). Nach Keller gehen die pikardischen Bezeichnungen *mouchon*, *mousson* und normandisch *moisson* für den Sperling nicht auf ein *MUSCRO* 'moucheron' zurück. Germanische Formen wie *müsche* legen vielmehr eine germanische Basis *\*muska* 'feucht, schimmelig' nahe, eine Bezeichnung, die auf das Gefieder zurückzuführen wäre. Die erwähnten galloromanischen Formen stellen nach Keller den germ. Obl. *\*muskon* dar, und auf diese Form ginge auch die schriftsprachliche Bezeichnung für den Sperling zurück, ein ursprünglicher Diminutiv: *moisson + el > moisnel > moineau*. – 25. Félix Lecoy, *Notes de lexicologie française* (p. 285–291). Lecoy befaßt sich mit den Verben *soi espurir* und *enrester* und den Substantiven *mestre* und *challier*, denen er an den zur Diskussion stehenden Stellen die Bedeutung 's'étendre, allonger les jambes', 'mettre des oignons en chapelet', 'montants d'une échelle' und 'sentier, passage, allée de jardin' zuweist. – 26. Elisée Legros, *Le verbe wallon «keûre» et son contraire «mèskeûre»* (p. 293–300). Legros untersucht die Verbreitung, die morphologischen und die phonetischen Eigenheiten von wall. *keûre* 'gönnen' und *mèskeûre* 'mißgönnen'. Die beiden Verben gehören dem Nordosten des wallonischen Raumes an. Die Bedeutungsveränderung von lat. *CUPĒRE* 'begehren' bewegt sich nach dem Verfasser innerromanisch zweifellos in Richtung der wallonischen Resultate, doch werden diese selbst nur durch germanischen Einfluß (*gönnen*, *mißgönnen*) erreicht. – 27. Y. Le Hir, *Pour une édition du «Mystère de Job»* (p. 301–309). Der Text des *Mystère de Job* ist in einer einzigen Handschrift erhalten (*BN fr. 1774* aus dem Jahre 1478), doch existieren aus dem 16. und 17. Jh. noch zahlreiche Drucke. Diese springen nun allerdings derart frei mit dem Text um, daß man kaum mehr von «Ausgaben» sprechen kann: die Häufung von Auslassungen, Ergänzungen, Modifikationen im Vokabular usw. macht sie eher zu Bearbeitungen. Eine moderne Ausgabe ist um so dringender nötig, als Le Hir anhand der gedruckten Version von Aix (Bibliothèque Méjanes) zeigen kann, daß der Text in bezug auf Vokabular, verwendete Bilder und Stilmittel von größtem Reichtum ist. – 28. L. Malapert, *L'enfant et ses jeux dans le fichier d'Antonin Duraffour* (p. 311–322). Der nachgelassene Fichier von Antonin Duraffour, der die frankoprovenzalischen Dialekte in Frankreich umfaßt und unter der Leitung von Pierre Gardette von der Verfasserin und Marguerite Gonon als *Glossaire des patois francoprovençaux* publiziert werden soll (für 1966 angekündigt, aber im Februar 1969 noch nicht erschienen), wird auf die Bezeichnungen für das Kind, seine physischen und moralischen Qualitäten und Mängel und seine Spiele hin exzerpiert und das Material in drei Wortfeldern dargestellt. – 29. Geneviève Massignon, *La pêche au casier en Corse* (p. 323–331). Beschreibung von Reusen und der Reusenfischerei auf Korsika und Darstellung des zugehörigen Vokabulars inklusive etymologischer Verarbeitung des Materials. – 30. Jean Mazaleyrat, *Aux limites de deux formes métriques: Rejet interne et rythme ternaire dans l'alexandrin de Victor Hugo* (p. 333–338). – 31. Gérard Moignet, *Sur le système de la flexion à deux cas de l'ancien français* (p. 339–356). In einer ausgezeichneten Untersuchung stellt Moignet den Übergang vom Sechskasussystem des Lateinischen zum Zweikasussystem des Altfranzösischen und zum Einkasussystem des Neufanzösischen dar. Die Argumentation wird ganz im Geiste Gustave Guillaumes geführt und zeigt, wie die Entwicklung von einem Sprachzustand, in dem der durch das Substantiv zum Ausdruck gebrachte Begriff auch auf der Ebene

der *langue* nur in Verbindung mit seinen Verwendungen in der Rede konzipierbar war, zu einem Substantiv führt, das in der Sprache reiner, von allen akzidentellen Determinationen der Rede freier Begriff ist. Ob für diese Entwicklung der Bedeutungsverschiebung bei der Opposition Subjekt : Objekt von *agent : patient* (lat.) > *support d'incidence : incident* (afr.) > *thème inceptif : thème conclusif* (mfr./nfr.) die Bedeutung zukommt, die ihr Moignet zuweist, scheint mir dagegen fraglich; es dürfte sich hier um drei Bedeutungen handeln, die zu allen Zeiten und unabhängig von den Mitteln, mit denen die Opposition zum Ausdruck gebracht wird, dem Subjekt respektive Objekt eignen, ja es handelt sich wohl überhaupt jeweils nur um einen Wert, der je nach der Perspektive, der Betrachtungsweise in der einen oder andern Gestalt erscheint. Noch in einem andern Punkt gehe ich mit Moignet nicht einig. Er verweist darauf, daß im Lateinischen im Plural nirgends zwischen Dativ und Ablativ geschieden werde, daß in der 1. Deklination sowohl Genitiv wie Dativ sg. auf *-ae* ausgehen, daß in der 3. Deklination die Endung für Nominativ und Akkusativ pl. *-es* sei usw. und daß ebenso bei den altfranzösischen Feminina nicht zwischen Rectus und Obliquus geschieden werde; daraus zieht er den Schluß, die entsprechenden Deklinationen kennten die betreffenden Oppositionen nicht, wir hätten vielmehr auf der Ebene der *langue* eine Verschmelzung der beiden Kategorien, die erst in der Rede wieder aufgelöst werde. Ich glaube nun aber, daß es falsch ist, nur die einzelnen Kollisionsfälle zu betrachten: man muß vielmehr das ganze System der Substantivdeklination in den Blick treten lassen, und dabei zeigt es sich, daß entweder im andern Numerus oder in einer andern Deklination (meist sogar in beiden Parallelfällen) eine formale Opposition vorliegt. Die Existenz der Kategorienopposition auf der Ebene der Sprache ist somit gesichert, und wenn diese nun im einen oder andern Fall formal nicht zum Ausdruck kommt, ist sie deshalb auch dort nicht aufgehoben: da bei Verwendung eines nicht eindeutig charakterisierten Elements in der Rede nicht nur dieses im Spiel ist, sondern jeweils die ganze Kategorie mit all ihren eindeutigen Formen impliziert wird (Kommutationsmöglichkeiten!), kann wohl von einem formalen Zusammenfall, nicht aber von einem Fehlen der inhaltlichen Opposition gesprochen werden; es liegt Polysemismus eines Zeichens vor<sup>7</sup>. Eine Verschmelzung tritt erst dann auf, wenn die Kategorien als Ganzes in Frage gestellt werden. – 32. Pierre Nauton, *Occlusives intervocaliques dans la région amphizone de l'«Atlas linguistique du Massif Central»* (p. 357–369). Anhand von *ALF*, *ALMC* und *ALLY*. und der Toponymie steckt Nauton die Südgrenze für die Übergangszone zwischen *langue d'oc* und *langue d'oïl* in den Dép. Haute-Loire und Ardèche ab, und zwar beschränkt er sich auf die Resultate von *-P-*, *-T-*, *-D-* und *-C-*. Die Isoglossen für *-P-* verlaufen etwas nordöstlicher als bei den drei andern Erscheinungen; in allen vier Fällen finden sich jedoch Abweichungen von der Norm, die entweder als provenzalische oder französische Entlehnungen erklärt werden. – 33. E. Nègre, *Evolution de l intervocalique et implosif à la limite de l'Albigeois et du Rouergue* (p. 371–374). Beschreibung des Gebietes an der Grenze zwischen Rouergue und Albigeois, wo *l* intervokalisch und implosiv (Auslaut und Wortinneres) zu *r* wird (im Wortinnern vor Dental allerdings > *u*). – 34. John Orr, *Ancien français «meschief» ou Meyer-Lübke contre Gilliéron* (p. 375–380). In einer brillanten Studie verteidigt Orr seinen Lehrer Gilliéron gegen Meyer-Lübke und Wartburg, die *meschief* direkt von *CAPUT* ableiten. Nach ihm ist dieses Substantif aber wegen *déchoir/déchet* (< *deschiet*;

<sup>7</sup> Für eine ähnliche Problemstellung beim Synkretismus gewisser Indikativ- und Konjunktivformen im Französischen cf. P. WUNDERLI, *VRom.* 28 (1969), 80/81.



Nebenform 13. Jh. *deschief*) mit Gilliéron primär zu *mescheoir* zu stellen. Germ. *mis-* + altes Part. *chiés* < CASUM hätten *meschiés* ergeben (Gegensatz zu Gilliéron, der von der 3. Pers. sg. Präs. Ind. ausgeht); diese Form wurde dann analogisch nach *chiés-chief* (< CAPUT) zu *meschief* umgebildet. Die provenzalischen Formen (*mescap* usw.) wären als Abklatsch einer französischen Vorlage zu betrachten, und in *menescap* usw. hätten wir einen gelehrten Präfixwechsel (< lat. MINUS). – 35. Monique Parent, *Une poésie «habillée en pauvre»: Etude des images et des rythmes dans un poème de Marie Noël* (p. 381–398). – 36. Bernard Pottier, *Sémantique et syntaxe* (p. 399–401). In einer kurzen Skizze zeigt Pottier, daß Semantik und Syntax nur methodologisch zu scheiden sind, daß sie dagegen bei der Beurteilung der Rede gemeinsam in den Blick treten müssen. Das Vorgehen des Sprechers ist bei der Wahl des syntaktischen Typus onomasiologisch (Ausgangspunkt: Idee [semant. Klasse]), dasjenige des Hörers semasiologisch (Ausgangspunkt: Syntagma). Es kann nicht darum gehen, *La pensée et la langue* und *Des mots à la pensée* gegeneinander auszuspielen: bei der Beurteilung der Kommunikation muß der Linguist die beiden, durch die Mitteilung (*message*) verbundenen Phasen untersuchen. – 37. Antonio Quilis, *Datos para el estudio de las africadas españolas* (p. 403–412). Untersuchung über die physiologischen und akustischen Charakteristika der spanischen Affrikate *tš* (Positionsvarianten *tš* und *dž*) anhand von Röntgenfilmen und Spektrogrammen (mit 6 Abbildungen). – 38. Gerhard Rohlf, *Toponymie de double tradition* (p. 413–426). Zusammenstellung einer langen Reihe von Orten, für die in zwei oder mehr Sprachen eine Bezeichnung existiert. Das sich über das Gebiet von Holland bis zum Schwarzen Meer verteilende Material ist von sehr unterschiedlichem Interesse und wird abschließend nach 25 Typen geordnet. – 39. A. Rosetti, *Autour du mot* (p. 427/28). Nach Rosetti läßt sich das Wort nicht als phonetische Einheit, sondern nur als *unité de contenu* definieren; es ist durch seine Unteilbarkeit charakterisiert. Bereits dieses Kriterium ist sehr fragwürdig (cf. die Entsprechung *nicht realistisch – unrealistisch* usw.); ganz unhaltbar ist dann des Verfassers Scheidung von *signe* und *mot*, da er den materiellen Aspekt des Wortes einfach unterschlägt. – 40. Charles Rostaing, *Le pronom personnel dans les «Memòri e raconte» de Mistral* (p. 429–432). Verwendung des Personalpronomens in der Konversation als Mittel zur affektischen Hervorhebung des Sprechers (selten des Angesprochenen). – 41. J. Séguy, *Garbure* (p. 433–437). Der Verfasser zeigt die Verbreitung von *grabura* in den Bedeutungen 'Suppengemüse' und 'Kohlsuppe' in der Gaskogne und stellt die Form in eine Reihe von Ausdrücken mit gleichem Stamm. Er sieht darin eine «base phonétiquement motivée, donc existant un peu partout, de type GARB, GRAB, GRIB, etc., et signifiant confusément 'mélange, désordre, saleté'». – 42. Helmut Stimm, *Mots francoprovençaux dans le «Mariale» du manuscrit Bibl. Nat. fr. 818* (p. 439–448). Das Ms. *BN fr. 818* enthält neben den altfrankoprovenzalischen *Légendes en prose* (fol. 154–275) auch 85 *Miracles de la Vierge* (fol. 1–153), von denen 26 noch nirgends publiziert sind. Ungefähr 60 Texte zeigen mehr oder weniger deutliche frankoprovenzalische Züge. Um zu zeigen, daß der Wortschatz dieses *Mariale* verdient, in einem zukünftigen altfrankoprovenzalischen Glossar berücksichtigt zu werden, kommentiert Stimm neun Ausdrücke (mit Etymologievorschlag), die sonst im Altfrankoprovenzalischen nicht belegt sind: *cruetz* 'berceau', *devendeil* 'sorte d'éventail, chasse-mouche, émouchoir', *entreor* 'entrée', *passer* 'passage', *flor* 'cendre', *foude* (*foute*?) 'giron', *peillon* 'paupière', *suin* 'sommeil', *vortoil* 'tourbillon'. – 43. Georges Straka, *Sur la date de l'amuissement du -t final non appuyé en ancien français* (p. 449–468). Anhand einer sorgfältigen Untersuchung der ältesten Texte zeigt Straka, daß die allgemein übliche

Datierung für den Verlust von auslautendem *-t* (11./12. Jh.) nicht aufrechterhalten werden kann. Der Fall dieses Lautes – übrigens nicht (wie meist behauptet) über eine frikative Zwischenstufe, sondern durch direkten Verlust des Verschlusses nach vorhergehender Lenisierung – ist in unbetonten einsilbigen Wörtern (sowohl vor Konsonant wie Vokal) seit dem 9. Jh. bezeugt, und das gleiche gilt für *-t* nach unbetontem *e* in mehrsilbigen Wörtern vor anlautendem Konsonanten. Nach betontem Vokal fällt *-t* in ein- und mehrsilbigen Wörtern (vor Konsonant, Vokal und Pause) gegen die Mitte des 10. Jh.s<sup>8</sup>. Damit dürfte die Tendenz zum Verstummen von *-t* ungefähr gleichzeitig eingesetzt haben wie bei intervokalischem *-d-*. – 44. Gunnar Tilander, *Agogo Mago rex* (p. 469–472). Tilander zeigt, daß das in zwei Drucken aus dem 16. und einer Handschrift aus dem 15. Jh. überlieferte Falknereittraktat neben einem ersten Teil, der in einer spanischen und einer lateinischen Fassung weit vollständiger erhalten ist, in seinem zweiten Teil Auszüge aus *Dancus rex*, *Guillelmus falconarius*, *Gerardus falconarius* und *Grisofus medicus* vereinigt. Der Name *Agogo* wird überzeugend als Verstümmelung von *Dancus* erklärt. – 45. G. Tuailon, *Pour une nouvelle famille lexicale d'origine celtique* (p. 473–479). Tuailon schlägt für eine Reihe von Flur- und Ortsnamen des Typus *Paris* (+ Ableitungen) in der Dauphiné, denen allen eine besonders deutliche Sonnenexposition gemeinsam ist, eine keltische Wurzel *PAR*, Verb *PARARE* 'briller, en parlant d'un astre' vor (cf. bret. *para*). Reste dieser Wurzel sind auch in einigen frankoprovenzalischen und in gewissen westlichen Dialekten vorhanden; im *FEW* werden sie zu lat. *PARARE* gestellt, was aber semantisch Schwierigkeiten macht. – 46. Veikko Väänänen, *Quelques notes marginales au Bloch-Wartburg 4<sup>e</sup> édition* (p. 481–483). Bemerkungen zu den Artikeln *à, coi/coite, comme, couillon, dame, done, échapper, évier, flairer, fumerole, grafitte, parole, penser, piller, putain, sauna, sembler*. – 47. Roch Valin, *D'une difficulté inhérente à l'analyse du présent français* (p. 485–493). Wenig überzeugender Versuch, die Konzeption des französischen Präsens von Gustav Guillaume zu erläutern und ausführlicher darzulegen. Kaum haltbar dürfte vor allem die Behauptung sein, die germanischen Sprachen besäßen *im Gegensatz zu den romanischen* keine Scheidung Vergangenheit–Gegenwart–Zukunft, sondern nur eine Opposition *passé ↔ trans-passé* (Gegenwart–Zukunft). Das ganze Oppositionsgebäude bricht wohl schon zusammen, wenn man auf das rumänische und das surselvische Futurum verweist (rum. *voiu cînta*, surs. *vegnel a cantar* usw.). – 48. R.L. Wagner, *Un cas de désarroi lexical: «déportation», «transportation» en français moderne (XVIII<sup>e</sup> et XIX<sup>e</sup> siècles)* (p. 495–501). Nach den modernen Definitionen werden *déportation, déporté, déporter* für den politischen, *transportation, transporté, transporter* für den kriminellen Gefangenen verwendet. Wagner zeigt, daß sich diese Bedeutungszuweisungen nur langsam vollzogen haben und die Verwendungen im 18./19. Jh. widersprüchlich sind. – 49. W. v. Wartburg, *Les mots bretons en français et dans les parlers galloromans* (p. 503–507). Versuch eines nach Begriffen geordneten Inventars der Wörter, die aus dem Bretonischen in den romanischen Dialekt der Haute-Bretagne oder ins Schriftfranzösische eingedrungen sind. – 50. Paul Zumthor, *Vocabulaire d'un alpage de Saint-Gingolph en 1965* (p. 509–522). Begrifflich geordnetes Vokabular einer Alpgemeinschaft. Nach Zumthor können diese Elemente nicht als einem lebendigen *patois* angehörend betrachtet werden, sondern haben als eine Art auf *patois*-Grundlage entstandenes Berufsargot zu gelten.

Peter Wunderli

<sup>8</sup> Die Tatsache, daß in der Silbenzählung die Endung erst gegen 1100 elidiert wird, hat als dichterischer Archaismus zu gelten.

ALPHONSE JUILLAND, P. M. H. EDWARDS, ILEANA JUILLAND, *Frequency Dictionary of Rumanian Words*, The Hague-London-Paris (Mouton) 1965, LXXIV + 513 p. (*The Romance Languages and their Structures* I R 1).

Von den für die fünf romanischen Hauptsprachen geplanten Frequenzwörterbüchern legen hier A. und I. Juilland von der Universität Stanford und P. M. H. Edwards von der Universität Victoria das zweite vor, das im Aufbau dem *Frequency Dictionary of Spanish Words (FDSW)*, 1964, entspricht. Um nicht nur pädagogischen Zwecken, sondern auch als Basis für Studien über die phonologische, grammatikalische und lexikalische Struktur natürlicher Sprachen zu dienen (Vorwort), wurden die allgemein verwendeten statistischen Arbeitsmethoden überprüft und eine größere Präzision und eine explizitere Darstellung des Resultates angestrebt. Die Untersuchung stellt für das Rumänische, im Gegensatz zu anderen romanischen Sprachen, ein Novum dar, da die schon bestehenden statistischen Erhebungen entweder auf Auszählung von Wörterbüchern (Cihac, Macrea) oder von geschlossenen Textgruppen (Hasdeu, Macrea<sup>1</sup>) beruhen, während Al. Graur nach verschiedensten Kriterien ein Basisvokabular von 1419 Einheiten aufstellte. Den Frequenzwörterbüchern von A. Juilland liegt ein aus der Literatur ausgewähltes Korpus von 20 000 bis 25 000 Sätzen laufenden Textes mit ungefähr 500 000 Wörtern zugrunde, das als repräsentatives Muster angesehen wird. Der Titel des Werkes zeigt leider die Beschränkung auf die geschriebene Sprache nicht an, obwohl die Verfasser selber der Auffassung sind: «... frequency of occurrence in every day language is the decisive criterion insofar as it conditions, reflects, and summarizes the others» (1.3). Das rumänische Korpus konnte wegen ungenügender zur Verfügung stehenden Materials nicht wie für die übrigen Frequenzwörterbücher auf die Zeitspanne von 1920–1940 beschränkt werden, so daß die Literatur der vorausgehenden 30 Jahre miteinbezogen wurde.

Das ausgewählte Korpus respektive die 500 000 Wörter stellen das für die Untersuchung gültige Universum dar. Warum 500 000 und nicht 400 000 oder 700 000? Ausschlaggebend ist die Funktion des Musters als Grundlage für die Erstellung eines Basisvokabulars (des lexikalischen Kerns) einer Sprache. Nun kann ein Basisvokabular als ein Kontinuum von abnehmenden Einheiten oder als eine diskontinuierliche Menge statistischer Klassen aufgefaßt werden (*FDSW* 1.12112). Im ersten Fall ist ein Basisvokabular ein hierarchisiertes Kontinuum von Einheiten, die nach abnehmenden Frequenzkoeffizienten geordnet sind. Das repräsentative Korpus hat dann die richtige Größe, wenn das daraus gewonnene Basisvokabular der Überprüfung durch irgendein anderes Korpus derselben Sprache standhält. Diese Konzeption setzt ein Korpus voraus, das größer ist als alle weiteren Muster, die für den Adäquatheitstest gebraucht werden, da längere Texte mit großer Wahrscheinlichkeit Rangverschiebungen von Wörtern (außer in den obersten Rängen) zur Folge haben. Adäquater ist deshalb die diskontinuierliche Konzeption des Basisvokabulars als einer Menge von abnehmenden Klassen, so daß allfällige Verschiebungen nur mehr innerhalb einer Klasse stattfinden und die Gesamthierarchie nicht tangieren. Eine weitere Verbesserung dieser zweiten Konzeption kann erreicht werden, wenn die Klassen nicht aus Gliedern, sondern aus strukturellen (prosodischen, phonologischen, grammatikalischen, genealogischen) Eigenschaften bestehen.

Das Muster soll einerseits homogen, d. h. mehr als ein zufälliges Konglomerat dis-

---

<sup>1</sup> Zu ergänzen durch die Angaben von C. MANECA, *RRLi. 11* (1966), 219 N 5.



parater Daten sein, andererseits heterogen genug, um als repräsentativ für den gesamten Standard und nicht nur für einen bestimmten Stil gelten zu können. Unklar in dieser sonst einleuchtenden Konzeption ist der Begriff *standard language as a whole*, da die Untersuchung nur auf geschriebener Sprache beruht und die gesprochene damit ausgeschlossen scheint, cf. aber das obige Zitat aus 1.3. Die Ergänzung der hier geplanten Serie von Häufigkeitwörterbüchern der geschriebenen durch solche der Sprechsprache ist wünschenswert.

Die Relation der Homo- und Heterogenität betrifft die geographische Variation der Schriftsprache («the rejection of certain works on account of their provincial flavour would have seriously impaired the significance of our results»), aber auch die Zusammensetzung des lexikalischen Universums aus einzelnen Welten. Juilland entscheidet sich für fünf Welten zu je 100000 Wörtern: Drama, Fiktion, essayistische, journalistische und technische Literatur. Der Kompressionsprozeß erfolgt jeweils in mehreren Phasen, indem z. B. im Sektor der dramatischen Literatur zuerst eine Auswahl von 49 Stücken von 19 verschiedenen Autoren getroffen und daraus aufs Geratewohl (*at random*) 20 Stücke von 8 Autoren (der Text spricht fälschlicherweise von 20) definitiv für das Korpus bezeichnet wurden. Ist es aber richtig, daß L. Blage mit 6, B. Delavrancea mit 4, J. L. Caragiale und D. Pătrăşcanu mit je 3, M. Eliade, O. Goga, A. de Herz und L. Rebreanu mit je einem Stück vertreten sind, hingegen I. Basarabescu, V. Efitimiu, J. Eliade-Rădulescu, M. Eminescu, S. Ionescu usw. überhaupt nicht? Die gleichen Zufallsproportionen finden sich auch in den andern Sparten, ebenfalls im *FDSW*.

Nächstes operatives Problem ist die Aufstellung des Codes (III): Man muß wissen, welche Formen Varianten eines einzigen Wortes sind und welche zu verschiedenen gehören. Es handelt sich um Probleme der Identifikation, Differentiation, Reduktion und Distinktion. Auf der Ebene des Textes betreffen sie die Segmentierung, d. h. die kon- oder disjunktive Interpretation von angrenzenden Morphemen (*astfel* oder *ast fel?* *văzîndu-i* eine oder zwei Einheiten?). Die Probleme der Wortdelimitation sind besonders gravierend in den analytischen und den synthetischen Sprachen, welche die gegensätzlichen Pole der typologischen Skala einnehmen, relativ leichter nach den Verfassern bei stark flektierenden Sprachen, deren Affixe und Flexive die formale Autonomie des Wortes unterstreichen. Juilland rechnet das Rumänische zu diesen Wort-Sprachen:

«Strongly inflectional in character, Rumanian relies more heavily on morphologic than on syntactic modes of grammatic expression and uses flexives more than word order to express the relations that hold between terms, just as it resorts to derivation more than to composition in order to forge new means for expressing these terms, the carriers of lexical meaning. Nominal and verbal suffixes and inflections mark the autonomy of lexical words, whose order is sufficiently free to allow permutation and to facilitate the substitutional and distributional tests which verify the autonomy of linguistic units in the chain. Moreover, the syntagmatic independence of Rumanian words is well shouldered by physical and prosodic features marking their syntagmatic independence: strong and relatively free stress characterized by a high measure of correlation with lexical words, clear syllabic ictus with practically every word boundary a syllable boundary and with phenomena of sandhi affecting the shape of the word only slightly, without blurring its boundaries as in French. Genuine instances of ambiguous word segmentation are raised only by certain particles and clitics, functional words which represent the morphosyntactic mode of grammatical expression or function as substitutes for certain lexical words.» (p. XXI).

Von der Struktur her gesehen interpretieren die Verfasser deshalb die Funktionswörter disjunktiv, die Komposita konjunktiv.

Auf der paradigmatischen Ebene stellen sich für den Code die Probleme der Hom- und Heteronyma (3.2). Echte Beispiele von Heteronymie sind die flektierten Varianten nominaler und verbaler Stämme. Aus technischen Gründen (Computer) wurden orthographische, dialektale, stilistische, morphologische und syntaktische Heteronyma unterschieden (3.21). Die Homonyma werden in lexikalische, syntaktische und morphologische differenziert. Syntaktische Homonyma (3.222) sind Varianten verschiedener invarianter Glieder verschiedener Wortklassen. Die Verfasser rechnen im Gegensatz zu den traditionellen Lösungen der vielfachen Klassenzugehörigkeit und der Portemanteau-Konzeption mit so vielen Invarianten, als verschiedene Funktionen vorliegen, was eine Bevorzugung formal funktionaler Kriterien und vom statistischen Standpunkt aus eine saubere Lösung darstellt.

Morphologische Homonyma (3.223) sind identische Glieder desselben Wortparadigmas, die verschiedene grammatikalische Kategorien ausdrücken; sie sind Varianten derselben Invariante und somit nicht Homonyma im strengen Sinn.

Das Ziel von Frequenzuntersuchungen ist die Erstellung des Grundwortschatzes. Die reinen Frequenzkoeffizienten ergeben aber kein objektives Bild, da sie vom Zufall des ausgewählten Musters abhängen und da nicht angenommen werden kann, daß Vorkommen im Muster und Gebrauch in der Sprache als ganzer im Verhältnis 1:1 stehen. Juilland-Edwards verwenden als Korrektiv die Dispersionskoeffizienten (iv), welche die Gleichheit oder Ungleichheit der Verteilung der Anwendungshäufigkeit im Muster, respektive in den einzelnen Welten dieses Universums festhalten. Die Kombination von Frequenz und Dispersion nennen die Verfasser «Gebrauch» (*usage*), womit ein neuer statistischer Begriff aufgestellt ist. Der Vorwurf Michéas<sup>2</sup>, dieser zusammengesetzte Koeffizient entbehre eines präzisen Inhalts, scheint mir nicht ausschlaggebend: vielmehr dürfte es wünschenswert sein, für die Gewinnung des Grundwortschatzes den Kalkül nicht nur auf die beiden erwähnten Faktoren zu beschränken, sondern auch die Disponibilität (*availability*) und die Wertigkeit (*coverage*) einzubeziehen, was in der vorliegenden Serie nicht geschieht.

Von besonderem Interesse ist die Diskussion der Dispersion und der komplexen Technik zu deren Messung (4.2). Bei Vorliegen eines zehnfachen Universums kann ein Wort von einem Maximum von zehn Welten bis zu einem Minimum von nur einer bevölkern. Es gibt ein bestimmtes Maß von Koextensivität zwischen Mitgliedschaft in Dispersions- und in Frequenzklassen: Funktionswörter wie Artikel, Präpositionen usw. sowie geläufige Nomina, Verben usw. besetzen vorzugsweise die höheren Dispersionsklassen, genau wie sie auch in den höheren Frequenzklassen, z. B. in den ersten 500 Wörtern, liegen. Am andern Ende der beiden Klassen sind Wörter aus Spezialbereichen. Es leuchtet ein, daß die Gleichsetzung von Wortgebrauch mit Dispersion im Sinne von Anzahl der Welten, in denen ein Wort vorkommt, ein zu grobes Resultat ergibt. Eine Verfeinerung ist nach Juilland auf drei Arten möglich:

1. Es wird die Differenz zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Vorkommen eines Wortes errechnet; je kleiner die Differenz, um so ausgeglichener (*more even*) die Dispersion, und umgekehrt. So ergeben sich bei Dispersionen  $W^a = 2\ 2\ 2\ 2\ 2$ ,  $W^b = 3\ 2\ 2\ 2\ 1$ ,  $W^c = 4\ 3\ 2\ 1\ 0$ ,  $W^d = 5\ 4\ 1\ 0\ 0$ ,  $W^e = 7\ 1\ 1\ 1\ 0$  und  $W^f$  (nicht  $W^g$  wie

<sup>2</sup> Cf. R. MICHÉAS, *Vocabulaire fondamentale et grammaire structurale, Cahiers de lexicologie II* (1967), 5.



im Text) = 10 0 0 0 0 die Differenzen  $W^a = 2 - 2 = 0$ ,  $W^b = 3 - 1 = 2$ ,  $W^c = 4 - 0 = 4$ ,  $W^d = 5 - 0 = 5$ ,  $W^e = 7 - 0 = 7$  und  $W^f = 10 - 0 = 10$  (nicht 0 wie im Text). Die errechnete Differenz wird durch das Total des Vorkommens im Universum (Symbol) dividiert, was die Dispersion

$$D = \frac{n^h - n^l}{T}$$

ergibt, z. B. für<sup>3</sup>

$$W^a = 2\ 2\ 2\ 2\ 2 \quad D^a = \frac{2 - 2}{10} = 0$$

für

$$W^f = 10\ 0\ 0\ 0\ 0 \quad D^f = \frac{10 - 0}{10} = 1$$

2. Im Gegensatz zur mathematischen Statistik stellen die Verfasser als Idealdispersion 1 1 1 1 1 auf und schlagen vor, die Abweichungen davon zu summieren; je geringer die Summe, um so ausgeglichener die Dispersion, und umgekehrt. Dieses Resultat benötigt ein Korrektiv, da dieselbe Totalabweichung bei verschiedener Dispersion auftreten kann, so 4 bei  $W^c$  (nicht  $D^c$ ) = 2 2 1 0 0,  $W^d$  (nicht  $D^d$ ) = 3 1 1 0 0 usw.

3. Da 1. und 2. nicht befriedigen, wird schließlich vorgeschlagen, die Standardabweichung vom Mittel zu berechnen. Die Darstellung des Verfahrens auf p. XLV weist aber so viele Fehler auf, daß die Hilfe eines Mathematikers<sup>4</sup> notwendig war, um die von Juilland-Edwards verwendete Formel zu rekonstruieren. In der für ein Universum von fünf Welten geltenden vom FDSW übernommenen Formel

$$D = 1 - \frac{n\sqrt{x^2 - T^2}}{2T}$$

ist  $n$  die Zahl der Welten (und nicht Wörter, wie es im Text heißt) im Universum,  $T$  die Summe des Vorkommens des Wortes im gesamten Universum ( $x_1 + x_2 + x_3 \dots$ ) und  $x^2 = x_1^2 + x_2^2 + \dots + x_n^2$  (ohne  $x_1^2!$ ), wobei die Dispersion mit dem Wert  $\sqrt{nx^2 - T^2}$  variieren soll. Die Formel sollte aber für fünf Welten

$$D = 1 - \frac{\sqrt{n \sum x_i^2 - T^2}}{2T}$$

und mit allgemeiner Gültigkeit

$$D = 1 - \frac{\sqrt{n \sum x_i^2 - T^2}}{\sqrt{n-1} \cdot T} \quad \text{lauten,}$$

<sup>3</sup> Nicht  $\frac{2-2}{100}$ . Das Beispiel p. XLIV sollte  $Dx = \frac{101-1}{105}$  lauten. *Benzinã* kommt nach den Frequenzangaben nicht siebenmal, sondern vierzehnmal vor.

<sup>4</sup> Ich möchte Herrn Hans Rudolf Vollmer, dipl. Math. ETH, für die diesbezügliche Mitarbeit an dieser Stelle danken.

wobei  $\sum x_i^2 = x_1^2 + x_2^2 + \dots + x_n^2$  und die Dispersion mit dem Wert  $\sqrt{n \sum x_i^2 - T^2}$  variiert, usw.

Zur Errechnung des Gebrauchs (4.3) sind verschiedene Kombinationen der Frequenz- und Dispersionskoeffizienten möglich. Juilland-Edwards entscheiden sich für die Formel

$$U(\text{sage}) = \frac{F \times D}{100}$$

(Dispersionsprozent der Frequenz oder umgekehrt).

Die Selektion des «basic Rumanian vocabulary» (6.1) aus dem Korpus von 500 000 Wörtern erfolgte in folgenden Arbeitsgängen. Eine erste Zusammenstellung des Materials ergab eine Liste von 50 000 Wortvarianten, die ihrerseits durch Zuweisung der Varianten zu Invarianten und durch Eliminierung fremder Wörter (eine Definition wäre wünschenswert) und aller Personen-, Orts-, Flur-, Berg- und Ländernamen auf ungefähr 20 000 Invarianten komprimiert wurde. Die nächsten Reduktionen erfolgten etappenweise am jeweils bleibenden Bestand durch Ausschaltung aller Wörter 1. mit Frequenz < 4; 2. mit einfacher Dispersion < 3; 3. mit Gebrauch  $\geq 2.00$ , was ein Basisvokabular von 4843 Invarianten ergab. Die Eliminierungsprozesse 1. und 2. sind dieselben wie im *FDSW*, hingegen liegt die Grenze von  $U \geq 2.00$  wesentlich tiefer als beim Spanischen ( $\geq 3.08$ )<sup>5</sup>. Ziel ist, bei gleichbleibender Frequenz und Dispersion zu einem Grundwortschatz von  $\approx 5000$  zu kommen, welcher den lexikalischen Inhalt von ungefähr 97% irgendeines rumänischen Textes darstellt (p. xxii). Mit dieser Größenordnung rechnet auch die Grund- und Aufbauwortschatz-Serie des Klett-Verlages, während Guiraud im Mittel nur 4000 Einheiten für 97,5% irgendeines Textes ansetzt<sup>6</sup>. Juilland begründet 5000 mit dem Zweck des Unternehmens, «which is to make structural statements based on a relatively small number of weighted words that would hold for the language as a whole» (*FDSW*, p. lxxvi). 3000 hält er für inadäquat, und bei 10 000 kämen nur Wörter mit ganz kleinem Gebrauchskoeffizienten hinzu. Ist aber der für das Rumänische angesetzte Gebrauchskoeffizient nicht ebenfalls wesentlich kleiner als der spanische? Durch Ansetzung der unteren Grenze  $U \leq 2.00$  gegenüber  $\leq 3.08$  im Spanischen werden im rumänischen Wortschatz weitere 379 Wörter mit kleinerem  $U$  aufgenommen. Die Gesamtdifferenz gegenüber dem Spanischen bei gleichem minimalem Gebrauchskoeffizienten beläuft sich somit auf 560 Wörter, was  $\frac{1}{9}$  der Richtzahl 5000 ausmacht. Um auch im Resultat ein gemeinsames Merkmal zu haben und nachdem die Autoren die Wahl der Größenordnung als arbiträr betrachten, wäre die Fortsetzung der Liste bis auf 5000 von Interesse gewesen.

Es ist sicher richtig, wenn Juilland-Edwards diesen zirka 5000 Wörtern nicht den Wert eines Basisvokabulars beimessen; man kann sich aber fragen, ob die Autoren mit Recht die Aufstellung eines gültigen Basisvokabulars überhaupt für unmöglich halten, indem ihrer Ansicht nach die Selektion immer Funktion äußerer Kriterien, u. a. des Verwendungszweckes, ist. Diese radikale Relativierung dürfte allenfalls für das Frequenzwörterbuch zutreffen, hingegen nicht für den Grundwortschatz, falls für

<sup>5</sup> Auf die ungleichen Konsequenzen der sukzessiven Anwendung der Eliminierungen in der Reihenfolge Frequenz, Dispersion und Gebrauchskoeffizient verweist schon CH. MULLER in seiner Besprechung des *FDSW* (*Cahiers de lexicologie* 7 [1965], 38 ss.).

<sup>6</sup> P. GUIRAUD, *Les caractères statistiques du vocabulaire. Essai de méthodologie*, Paris 1954, p. 10.

dessen Gewinnung noch weitere Kriterien als Häufigkeit des Vorkommens und Dispersion in Betracht gezogen werden. So zeigt eine Überprüfung der Frequenz z. B. der Verben des *Français fondamental I* im täglichen Gebrauch, daß *déshabiller*, *se raser* und *voyager* (neben *voyage*) sehr selten sind. Verschiedene Informatoren waren nicht in der Lage, spontan mit diesen Verben Sätze aus dem Bereich der Umgangssprache zu bilden, wie sie dies hingegen für die übrigen Verben tun konnten. Beim Stichwort *voyager* erhielt ich *Je vais faire un voyage en Italie cet été* usw.; auf Grund seiner Disponibilität ist die Zugehörigkeit des Verbs zum Grundwortschatz aber wohl möglich.

Als Resultat bietet das *FDRW* in einem ersten Teil eine alphabetisch geordnete Aufstellung der 4843 Wörter mit Spezifizierung von universalem Gebrauch, Frequenz und Dispersion, gefolgt von den Frequenzkoeffizienten der einzelnen Varianten in den einzelnen Welten. Ein zweiter Teil besteht aus drei parallelen Listen, in denen die 4843 Vokabeln in abnehmender Reihenfolge nach Gebrauch, Frequenz und Dispersion in 500er-Gruppen dargestellt sind. Die Aufstellung enthält, Irrtum vorbehalten, 796 Verben (*datorit* 1700 und *licărire* 4679 sind nicht *v.*, sondern *aj.* resp. *n.*), denen ein Total von 5752 Verben nach A. Lombard<sup>7</sup> gegenübersteht, wobei aber bei Lombard *părăsi* (Nr. 715 bei Juilland-Edwards), *îneca* (2095), *înăbuși* (2977) und *include* (4515) nicht vorkommen; gegenüber *inventă* zieht das *FDRW* *inventă* vor; Druckfehler ist *pronunt* 1346. Im Gegensatz zu Lombard halten Juilland-Edwards homonyme Verbformen nicht auseinander: Während das *FDRW* nur ein *înceta* anführt (922), stellt Lombard konsequenterweise zwei Formen mit den Bedeutungen 'associer' und 'calmer' auf; die Differenzierung fehlt ebenfalls für *lega* 451, *semăna* 929, *depune* 1364, *dura* 1834, *șipa* 2056. Bei anderen Wortarten werden hingegen lexikalische Homonyma getrennt aufgeführt: so erscheinen *arc*, *arie*, *articol*, *bancă*, *cap*, *casă*, *colț*, *corp*, *cot*, *gaz*, *gol*, *lucru*, *lume*, *lună*, *masă*, *măr*, *membru*, *ochi*, *păr*, *părinte*, *piesă*, *pol*, *post*, *roman*, *stat*, *vară* zweimal, und bei *leu*, *milă*, *mină*, *volum* läßt die beigefügte Übersetzung erkennen, welches Semantem frequenzmäßig erfaßt wird. Im verbalen Bereich unterscheidet das *FDRW* nur die syntaktischen Homonyma von *avea*, *putea* und *voi/v(r)oi*. Die Beachtung der verbalen lexikalischen Homonymie dürfte einige kleinere Verschiebungen in den *U/F/D*-Listen zur Folge haben. Das Resultat wird auch dann Ausdruck einer Konzeption der Schriftsprache als eines Universums, das aus fünf proportional gleich vertretenen Welten besteht, bleiben. Sind die Anteile der verschiedenen Sektoren der Anwendung der Schriftsprache, sei es vom Standpunkt der Produktion oder der Konsumation, aber wirklich gleich?

Theodor Ebnetter

\*

M. REGULA – J. JERNEJ, *Grammatica italiana descrittiva su basi storiche e psicologiche*, Bern und München (Francke) 1965, 296 p.

Handlich und originell, voll von Ansätzen, aber lückenhaft in der Durchführung, durch größte Unkonsequenz Ärgernis erregend und gleichwohl in unzähligen Details bereichernd, das ist Regula-Jernej. Die anspruchsvolle Zielsetzung von p. 5 – «questo libro dovrebbe servire non solo agli studenti di linguistica romanza, ma anche ai docenti di lingua italiana in ogni ordine di scuole come pure agli studiosi in genere che

<sup>7</sup> A. LOMBARD, *Le verbe roumain II*, Lund 1955, p. 1117.

vogliono apprendere l'italiano nella forma viva delle sue strutture attuali senza trascurare lo studio delle fonti originarie» – wird nicht ohne gründlichste Neubearbeitung erreicht werden<sup>1</sup>. Immerhin kann das Buch für den Unterricht, ergänzt und kontrolliert durch persönliche Erfahrung des Lehrers, auch in der vorliegenden Form empfohlen werden.

Originalität und Reichhaltigkeit der Grammatik gehen bereits aus Titel und *Prefazione* hervor. «Accanto alle normali spiegazioni di ogni tipo il lettore [...] troverà brevi analisi psicologiche e costanti rinvii a esempi paralleli del latino dell'epoca classica, riscontri che abitualmente vengono trascurati. Abbiamo cercato quindi di collegare le ricerche di carattere sincronico con quelle diacroniche, senza perdere di vista il fattore strutturale», heißt es mit Recht auf p. 5. Willkommen ist überdies die ständige Sorge um Klärung und Erklärung der grammatikalischen Terminologie. Der Abschnitt *Semantica* ist ins Licht der allgemeinen Sprachtheorie gerückt und handelt von Kategorienwechsel, Sinneswandel, Redefiguren. Auch das sind Dinge, die «gewöhnlich vernachlässigt werden». Leider fehlt ein Index, der die *Grammatica* konsultierbar machte.

Im Gesamtaufbau haben wir drei Teile mit von Anfang an durchnummerierten Paragraphen: § 1–14 *Suoni e segni*, 15–29 *I vocaboli*, 30–165 *Morfologia e sintassi*. Teil 3 geht nach Wortarten vor, «in modo – wie schon die Überschrift sagt – da tener unite la morfologia e la sintassi, [...] permettendo questo metodo una trattazione parallela ed esauriente delle singole forme e del loro modo d'impiego nella frase» (p. 5). § 1 *La lingua italiana* – jeder Paragraph ist betitelt, was wir als sehr angenehm empfinden – ist merkwürdigerweise unter *Suoni e segni* eingeordnet. Die allgemeinen Bemerkungen über das Italienische als romanische Sprache und über seine Herkunft vom Lateinischen (hinzuzufügen wäre ein Hinweis auf die Interdependenz von Schriftsprache und zeitgenössischen Dialekten) gehören natürlich der ganzen Dreiteilung voran. § 13–14 *Regole di pronuncia delle vocali e, o toniche e atone* stellen eine Extrapolation von § 3 *Le vocali* dar. Das rechtfertigt sich, es sollte aber nicht beiderorts Gleiches (Klangregel der unbetonten Vokale) in gleicher Beleuchtung erscheinen. § 15 *Le parti del discorso* detailliert die Wortarten, wie sie Teil 3 zugrunde gelegt sind. Aber die Reihenfolge ist verschieden (§ 15: *articolo, nome o sostantivo, aggettivo*; Teil 3: *sostantivo, articolo, aggettivo*. – § 15 stellt das Zahlwort zu den Adjektiven und bemerkt, daß «i numerali sono alle volte nomi: il milione, il miliardo»; Teil 3 hat das Zahlwort als eigene Kategorie und erklärt: «I grammatici che seguono la tradizione classica trattano i numerali nel capitolo degli aggettivi. [...] Sembra tuttavia più razionale considerare i numerali una parte del discorso a sé.» Die Bemerkung ist kostbar, warum aber sich nicht von Anfang an auf ein methodisches Prinzip einigen? – § 15 hat als letzte Kategorie die Interjektion; Teil 3 übergeht diese. Die Erklärung dazu finden wir ... in der *Prefazione* [!]: «L'aver tralasciato l'«esclamazione» – man beachte, daß der Terminus gewechselt hat – come categoria speciale si spiega col fatto che essa non costituisce una categoria autonoma, ma solo una possibile variante affettiva delle frasi procedenti dalle cinque «dimensioni» della mente umana» [p. 6]). § 55 *La sostantivazione* (I. di specie di parole: aggettivi, numerali, particelle indeclinabili, II.

<sup>1</sup> Zu diesem Zweck und in Ergänzung der Bibliographie (p. 7) empfehlen wir die Benützung von H. VOCKERADT, *Lehrbuch der italienischen Sprache I: Grammatik*, Berlin 1878, und F. SOMMER, *Vergleichende Syntax der Schulsprachen*, Stuttgart <sup>3</sup>1931 (u. Nachdruck Darmstadt <sup>4</sup>1959).



di proposizioni) findet sich weder in Teil 2 (§ 16) *Passaggi di categoria*, noch in Teil 3 *Il sostantivo*, sondern im Abschnitt *Aggettivo*, in welchem hinwiederum jeder Hinweis auf das *Pronome possessivo* – laut § 68 (Abschnitt *Pronome*) in Tat und Wahrheit ein Adjektiv – fehlt. Ähnliches gilt vom [*Pronome e*] *aggettivo dimostrativo* (§ 69), mit dem Unterschied, daß wenigstens *quello* (keineswegs aber *questo*, *codesto* etc.) in § 49 – zum *qualificativo* gemausert – erscheint. Im Abschnitt *Verbo* schließlich beginnt mit § 92 *Soggetto e predicato* die Syntax, mit § 93 *Accopula e complemento predicativo del soggetto* die Behandlung der Komplemente. Erst für die § 100–108 scheint aber der Untertitel *Il verbo e i suoi complementi* gelten zu wollen. Da kann es auch nicht erstaunen, daß § 137 *Ordine delle parole nella proposizione* und § 138 *L'inversione (costruzione inversa)* unter Adverb geordnet sind. Fügen wir bei, daß die Syntax des Satzgefüges nicht ganz so vernachlässigt ist, wie dies dem Inhaltsverzeichnis nach den Anschein hat. § 155–165 *Il periodo* muß nämlich durch § 109ss. *I modi finiti* (mit Behandlung der *proposizioni principali* und *secondarie*) ergänzt werden.

Für die Gestaltung des einzelnen Paragraphen ist kein einheitliches Prinzip gewählt worden. Vorherrschend ist immerhin eine recht einleuchtende Dreiteilung in breit gesetzten Text, nachfolgende Bemerkungen (*Note*) in Kleinsatz und Anmerkungen am Fuß der Seite. Letztere sind meistens durch hochgestellte Zahl gekennzeichnet, hin und wieder auch – ohne klar ersichtlichen Grund – durch Sternchen (so p. 46, 150, 211). Auf p. 76 sucht man vergebens nach dem Exponenten 1 im Text. § 2 *Il sistema fonologico e grafico dell'italiano* ist ein – schlechtes – Beispiel der Anwendung oben genannter Dreiteilung: Hier stehen nämlich im Haupttext terminologische und semiologische Bemerkungen zu Graphem, Phonem, Alphabet, Digramm, Trigramm etc. Erst in N 6 findet sich die im Paragraphentitel angekündigte Gegenüberstellung, also das eigentlich Grammatikalische. So bleibt denn auch dem Lernbegierigen das Wichtigste verborgen. Sehr gut gebaut ist dagegen § 74 *Gli indefiniti*: strukturelle Beschreibung im Text, Ergänzungen und Bemerkungen in den *Note*, Etymologien und lateinische Entsprechungen in der Anmerkung. Diese Scheidung ist klar.

Wir werfen nun einen Blick auf die einzelnen Teile und Abschnitte des Buchs. Teil 1 *Suoni e segni* tendiert gegen eine strukturelle Sicht und ist im gesamten lehrreich. Durch vermehrte Anwendung von Tabellen und Synopsen könnte mit demselben Material eine bessere Wirkung erzielt werden. Die Liste der *Omografi* (§ 3) ist willkommen, befriedigt aber in doppelter Hinsicht nicht. Um klar zu zeigen, daß sie nicht vollständig ist und sein kann, wäre es nützlich gewesen, die Beispiele zu typisieren und nicht Fälle wie *colto (cogliere) – colto (istruito)*, wo also annähernde Identität der morphologischen Form und der syntaktischen Verwendung besteht (warum fehlen gerade die schlagendsten Beispiele *mezzo – mezzo*, *pesca 'Pfersich' – pesca 'Fischfang'*, *foro – foro?*) undifferenziert neben *pesca 'Pfersich' – pesca 'er fischt'*, *torre (togliere) – torre 'Turm'* zu stellen: Wörter, die im Diskursiven zu keiner Verwechslung Anlaß geben können. Auch *mele* (poet. *per miele*) – *mele 'Äpfel'*, *coppa (testa, occipite) – coppa (tazza, chicchera)*, die einen Stil- und Sprachunterschied enthalten, gehören abgetrennt. Des weitern ist es nicht angängig, in so komplexen Fällen jeden Hinweis auf regional-schriftsprachliche Varianten zu unterlassen oder wenigstens Kriterien der eigenen Norm anzugeben (auf die Zusammenhänge mit der Etymologie ist hingewiesen, ohne daß das Derivationsprinzip formuliert wäre): eine Kontrolle der Formen in Regula-Jernej ergab jedenfalls folgende Abweichungen bei Bertoni-Ugolini, *Pronuario di pronunzia e di ortografia*, Torino 1939: *credo* (s. m.), nicht *credo*; *collega* (*collegare*), nicht *collega*; röm. *esca* neben flor. *esca*; *volto* neben *volto*; *affetta* (*da fetta*)



und *affetta (di maniera)* für *affettare*, wo Regula-Jernej die Präzisierung unterläßt. Enríá, *Lessico ortofonico*, Firenze 21965, hat *credo*, aber *collega*. Zu *coppa* gibt Ugolini nur *o larga*; Enríá scheidet in *coppa (vaso da bere)* – *coppa (nuca, specie di salume)*. Ausgezeichnet ist hingegen die Klassifikation der Beispiele mit *e, o larga* und *stretta* in § 13–14, die den Lernenden memorielle Stützen gibt (Einteilung nach Wortarten, morphologischen Formen, Wortbildungsteilen).

Teil 2 zerfällt in A) *Semantica*, B) *Formazione delle parole*. Die hier enthaltenen Zusammenstellungen sind wertvoll. Wenn wir unten an Einzelnen Kritik üben, so ist uns bewußt, daß dies eine Angelegenheit der sprachwissenschaftlichen Perspektive ist.

Teil 3 ist in der ganzen Bearbeitung höchst unterschiedlich. Bedenklich ausgefallen ist der Abschnitt *Il sostantivo*. In § 33 – Scheidung nach *genere grammaticale* und *formale* – lieben wir es nicht, daß formale Entsprechungen wie *il melo – la mela* verlorengehen. Wenigstens ein Verweis wäre zu fordern. Schlimmer ist, wenn *mercé* (neben *mercede*) einfach unter die Substantive mit der Femininendung *-e* gestellt wird, *gru* unter *-tù*, wenn mask. *-a (papa, poeta)* unterschlagen wird, auf *-ista, -cida* (mask. u. fem.) nicht mehr hingewiesen wird (diese Fälle finden sich zusammen mit *poeta – poetessa* in § 32 [*Il genere naturale*]), *tè, falò, tram, bus* etc. weder erwähnt werden noch irgendwo hineinpassen. Schon in § 5 *Consonanti e nessi consonantici* vermissen wir übrigens den strukturell interessanten Fall des konsonantischen Wortauslauts. § 33 B III gibt eine unerklärte Auswahl von *Suffissi maschili* und *femminili* aus § 26 [...] *Suffissi sostantivali*. Ein Verweis steht nicht, auch nicht für die nirgends beim Substantiv erwähnten *nomi alterati*. Sie stehen in § 25 *Suffissi alterativi*. § 34 gibt eine Kategorie von *Nomi con due generi – 1) nella medesima forma – a) senza differenza di significato*, die wir ebenso wenig verstehen wie das einzige Beispiel *i cereali*. Für die unregelmäßigen Plurale *uomo – uomini, paio – paia, riso – risa, uovo – uova* fehlt die Kategorie. Sie kommen also auch nicht vor. Dafür gilt in § 37 die Dreiheit *i frutti, le frutta, le frutte* (ohne Hinweis auf das § 21 erwähnte *la frutta*, wohl aber neben beiderorts erwähntem *la legna*) als *doppia forma di plurale*. *Lenzuolo* fehlt. Der Typ *filologi/filologhi* fehlt. Unter § 38 *Plurale dei nomi composti* ist mask. *capisquadra* gegeben, vom fem. Typ (*le caposquadra*) ist nicht die Rede. Dann wird neben der Apposition als Syntax (§ 39–40) der attributive Substantivgebrauch abgehandelt, nicht aber der prädikative (cf. dazu aber § 45 *Omissione dell'articolo*). Man atmet wirklich auf, wenn man zum ausgezeichneten Abschnitt *L'articolo* kommt, während unter *Aggettivo* wieder einiges zu beanstanden ist: § 51 bezeichnet als «*valori (gradi)*» dell'*aggettivo* zuerst die Kategorien der *uguaglianza, maggioranza* und *minoranza*, dann traditionell den Positiv, Komparativ und Superlativ. Die Unterscheidungsregel von *L'acqua è più pesante dell'olio (di)* und *Carlo ha più denari che amici* ist in der gegebenen Formulierung («Il costruito con *che* si usa generalmente fra due parole della stessa categoria morfologica: due sostantivi, due aggettivi, ecc.») unhaltbar. Auch *acqua* und *olio* gehören zu ein und derselben Kategorie. Etwas weiter käme man wahrscheinlich, wenn die Termini des Vergleichs in die Definition einbezogen würden: *di* beim Vergleich zweier Objekte auf einen Bezugspunkt, *che* bei zwei Bezugspunkten und einem Objekt. Ebensowenig kann § 53 *Collocazione dell'aggettivo attributivo* befriedigen, wo Text und Note nicht aufeinander abgestimmt sind. Die Abschnitte *Numerale, Pronome* bieten wieder sehr viel. Die Behandlung des *Verbo* ist originell und aufschlußreich. Auszusetzen ist, daß die Formen eines unregelmäßigen Verbs nur dann gefunden werden können, wenn man sie bereits kennt. Da fehlt wieder einmal der Index. Lücken könnten ohne weiteres nachgewiesen werden. Die Abgrenzung der unregelmäßigen Verben

der 2. und 3. Klasse dürfte in § 84 nicht nach *Passato-remoto*-Formen gemacht werden, wenn schon § 85 richtigerweise *salire, sedere, etc.* (Präsens!) dazu gezählt werden. Im Abschnitt *Avverbio* sind die § 131 und 134 ganz ungenügend. Zudem fehlen unter *Formazione* (§ 129) die unregelmäßigen Formen (*violentemente, leggermente*). *Preposizione* und *Congiunzione* kann man gelten lassen. Zum Abschnitt *Periodo* notieren wir nur eine bezeichnende Inkonsequenz der Anordnung: § 163 gibt auf p. 281 in der Übersicht Final- und Konsekutivsatz als Punkt 8 und 9 an, auf p. 285/86 ist der Konsekutivsatz 8, der Finalsatz 9.

Wir kommen zu den Formulierungen. Im schon erwähnten § 2 heißt es, die *30 suoni* des Italienischen – *7 vocali, 2 semivocali ... e 21 suoni consonantici* – würden durch «*altrettanti segni*» – *21 lettere dell'alfabeto, 7 digrammi e 2 trigrammi* – wiedergegeben. Was man betonen müßte, daß 30 Lauten eben *nur* 21 (und *nicht* 30) irreduzible Zeichen gegenüberstehen, wird verwischt. In § 6 lesen wir als Einführung zum *Rafforzamento consonantico*, daß «*le consonanti si possono raddoppiare nella scrittura*». Es ist denkbar ungeschickt, mit der Schrift zu beginnen. Zuerst passiert wohl etwas in der Sprache. Aber die Ungenauigkeit hat Folgen: In § 89 erscheint *piaccio, piaci* als *particolarità grafica!* Vom Substantiv sagt § 31: «*Il genere si esprime mediante la forma dell'articolo o dell'aggettivo.*» Und wie steht es mit der Form des Substantivs selbst? Vom Pronomen heißt es § 62: «*Le forme soggettive vengono sottintese quando è evidente di che si parli.*» Und damit macht man die Regel zur Ausnahme. Denn im Italienischen ist es ja so, daß das Subjektspronomen *nicht* gesetzt wird, es sei denn, es bestehe eine Unklarheit, der Wunsch nach Unterstreichung oder ein rhythmisch-stilistisches Bedürfnis. § 64 behandelt das *Pronome affisso* mit zusammengesetzten Formen (*dir-me-lo*). Da auch *dirmi, dirlo* vorkommt, fügen die Verfasser hinzu: «*questa regola vale anche per le forme atone semplici.*» § 84 schließlich bringt folgendes Unikum zum Vorschein: «*Le irregolarità che presentano al passato remoto molti verbi della II e della III coniugazione consiste [sic!] in questo che le persone prima e terza singolare e la terza plurale portano l'accento sulla radice, mentre le altre persone lo portano sulla desinenza.*» Das gäbe meiner Meinung nach *rómppei* oder Ähnliches, nicht *rúppi, rompésti*.

Was ist hier nun nebensächlich, was nicht? Unserer Auffassung nach wird mit ungenauen Formulierungen und Zufallseinteilungen Grundsätzliches tangiert. Die Grammatik ist ein System und kann nur nach eigener Ordnung richtig beschrieben werden, sagt Saussure. Will man diese Ordnung der Form nach erspüren, so ist klar, daß *dirmi* vor *dirmelo* zu behandeln ist, daß *la frutta* irgendwie mit *frutti, frutte, le frutta* zu verbinden ist. *San' Agostino* ist eine Elision und *san Marco* ein Troncamento (vielleicht sogar ein «Sonderfall», cf. § 9); wenn die Formen aber in der Lautlehre getrennt behandelt werden, so müssen sie im Abschnitt Adjektiv wieder erscheinen, und zwar vereint. § 49 kennt nur noch *bello, quello* und *buono*. Wir sind mit den Verfassern darin einig, daß ein System auch vom Sinn her gestaltet werden kann. Aber darf man dann verfahren wie in § 15 und erst einmal *nomi concreti, astratti* und *nomi di concetti complessi* unterscheiden, dann die *nomi concreti* in *propri, comuni* und *di materia* aufteilen – Beispiel zu letzteren ist *ferro* –, und schließlich unter *nomi astratti* erklären: «*Nella categoria dei nomi comuni si fanno rientrare anche i nomi astratti [...] e quelli indicanti elementi naturali puri e misti (ferro, carbone, aria)?*» Hokuspokus, der Onkel wird zum Sohn! Wir wüßten überhaupt ganz gerne, was die *nomi di concetti complessi* darstellen sollen. Ist unser Verdacht berechtigt, daß Regula-Jernej die Sprache als Nomenklatur sehen, also keinen Unterschied zwischen Begriff und da-

hinterstehender «Realität» machen? Die Unterscheidung von *genere naturale* und *formale* weist in diese Richtung, ebenso die Erstellung von Attributskategorien, in denen *una bottiglia di vino* und *un trattato intorno alla nostra lingua* zusammen gehören aber getrennt werden von *un libro di lettura* und *un armadio per abiti* (§ 39). Deutlich ist sodann die Verwechslung von Zeichen und Gebrauch des Zeichens, wenn in § 15 gesagt wird: «Fra nomi concreti e n. astratti non vi è sempre un limite preciso. Così, p. es.: un concetto astratto può venir personificato (la nobiltà = i nobili) e reso comunque concreto (la relazione).» Wir loben die Beobachtung, aber nicht die daraus gezogene Konsequenz. Deutlich ist auch – in § 75 – die Verwechslung von Synchronie und Diachronie (und daher übrigens die Irrtümer in § 33 und 84), wenn vom Verb gesagt wird: «Esso può esprimere mediante una sola desinenza cinque determinazioni: 1) la *persona* [...], 2) il *numero* [...], 3) il *modo* [...], 4) il *tempo* [...], 5) il *genere*: diatesi attiva, media e passiva [...].» Im Italienischen wird das Passiv – mit vielleicht einer Ausnahme – nie wie im Lateinischen «mediante una sola desinenza» ausgedrückt. Nicht eingehen wollen wir auf den psychologischen Standpunkt, der gerechtfertigt sein mag, aber theoretisch sehr weite Implikationen hat.

Und nun muß nach einer so langen Kritik doch noch einmal gesagt werden, warum wir das Buch empfehlen. Allzu gern wird dem Schüler ein Regelkompendium vorgesetzt. Von der Sprache erlebt er nichts. Regula-Jernej ist ... allzu lebendig. Der Lehrer, der das Buch in der Hand hat, hat Gelegenheit, von Entstehung und Geschichte des Italienischen zu sprechen, er kann in jedem Abschnitt Beispiele von Redensarten und Stilunterschieden finden, er trifft auf große Reihen von Exempeln zu fast jeder Einzelperscheinung, er kann auch einmal in die Terminologie der Grammatik einsteigen, einen Ausflug in die Rhetorik machen oder gar vom Wesen der «Sprache an sich» sprechen. Man langweilt sich nie mit Regula-Jernej, auch nicht, wo man einverstanden ist!

Rudolf Engler

\*

ERNST HIRSCH, *Beiträge zur Sprachgeschichte der württembergischen Waldenser*, Stuttgart 1963, X + 128 p. (*Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg* B/24).

L'assunto dell'Autore è quello di illustrare le parlate ora estinte dei discendenti degli emigrati valdesi, stanziatisi nel Württemberg intorno al 1700, in seguito alla persecuzione del duca di Savoia Vittorio Amedeo II. A tal fine egli si è servito del materiale raccolto da precedenti studiosi, quali il Rössger (1880) e i due discepoli del Rohlfs, Boger e Vogt (1929)<sup>1</sup>.

L'Autore non è nuovo a questi studi, ma ha già al suo attivo un buon numero di lavori di carattere linguistico, relativi sia alle colonie stesse del Württemberg, sia soprattutto ai luoghi d'origine degli emigrati (Val Chisone). Appunto la presa di contatto diretta con le parlate tuttora vive della Val Chisone gli ha permesso di conferire al suo lavoro una consistenza più ampia e più sicura.

<sup>1</sup> Boger e Vogt interrogarono gli ultimi sei informatori, i quali pur conoscendo il dialetto, non lo parlavano più abitualmente. Compagno quindi alcune incertezze fonetiche che infirmano la sicurezza dell'informazione.



Precede un'ampia premessa di carattere storico-geografico (p. 7–17). In maniera concisa, ma chiara ed esauriente, lo Hirsch fa la storia dei Valdesi fino al 1698, anno dell'emigrazione dei Valdesi dell'alta e media Val Chisone e della riva sinistra della bassa Val Chisone nel Württemberg, dove fondarono colonie alle quali diedero i nomi dei paesi d'origine (Serres, Perouse, Pinache, ecc. ...). Segue un elenco (p. 17–28) delle famiglie distribuite nelle diverse comunità con l'indicazione del rispettivo luogo d'origine. Il fatto che al nucleo originario che ha dato il nome alla colonia si siano aggregati elementi provenienti da località vicine, nonché dalla Linguadoca e dal Delfinato, spiega alcune interferenze linguistiche che vengono rilevate in seguito dall'Autore stesso.

A p. 28 inizia la parte più propriamente linguistica dello studio. Per dare un'idea sommaria delle differenze esistenti tra l'alta, la media e la bassa Val Chisone, l'Autore riporta la traduzione della Parabola del Figliol Prodigo nelle tre rispettive parlate; egli esamina quindi i diversi contatti avuti dalle parlate valdesi con i dialetti e le lingue circostanti (piemontese, francese, italiano, franco-provenzale) prima del 1698. Tutto questo al fine di dimostrare come le differenze esistenti tra le colonie del Württemberg risalgano alle parlate originarie. Infatti il dialetto di Neuhengstett (in cui confluirono in prevalenza abitanti provenienti da Bourcet, media Val Chisone) differisce notevolmente da quello di Serres (in cui la popolazione proveniva dalla bassa Val Chisone). Quest'ultimo presenta uno spiccato grado di piemontesizzazione, verificatosi evidentemente prima dell'esodo (es. passaggio di *p* a *v*, passaggio di *e* e *a* [davanti a nasale a *ə*], passaggio di *re* iniziale a *ɛr*, ecc. ..., p. 44). Infondata, secondo me, è l'attribuzione all'influsso piemontese di vocaboli come *autón* 'autunno', *siv<sup>o</sup>* 'cipolla', *bodž* 'sciatto', *kúro* 'quale (dei due)'. *autón* mostra infatti nel dittongo *au* la fisionomia provenzale (piem. *utún*, *utón*); *siv<sup>o</sup>* < lat. CAEPA è forma provenzale mentre il piem. ha *siúla* < CAEPULLA; *bodž* (a meno di metterlo in relazione con *böz* 'cattivo', tuttora usato nella bassa valle) e *kúro* non esistono, per quanto mi consta, né nel dialetto attuale delle valli, né nel piemontese. Anche dubbia è la derivazione dal francese dei vocaboli *or* 'oro', *kör* 'cuore', *tšüt* 'zitto', *kabaré* 'osteria' (p. 47) che si trovano anche in piemontese. Quanto a *redž* 'cocciuto' l'Autore dà come etimologia il francese *rêche*. Ricordo che da noi esiste *redže* nel significato di 'rigido', quindi 'cocciuto' e deriva dal lat. RIGIDUS (cf. FEW X, 402, e REW 7314).

Non giustificata è la derivazione del verbo *paliolá* dall'italiano *partorire* (p. 48). Esistono nella bassa valle le forme *apal'ulí* (detto soltanto degli animali) 'preparare il letto per il parto' e *ese d-pal'olo* (detto soltanto delle donne) 'essere puerpera'. Si tratta di una espressione per la quale un fatto del mondo animale viene trasferito metaforicamente al mondo umano<sup>2</sup>. Essa deriva da *paglia* ed è dovuta all'usanza di stendere un letto di paglia sotto la mucca per accogliere sopra una superficie soffice e asciutta il vitello nascente in luogo della semplice lettiera fatta di foglie secche.

Secondo me, è poi inesatto considerare scarso e quasi nullo l'influsso del franco-provenzale sul dialetto valdese. La caduta della *s* davanti oclusiva all'interno di parola, la caduta della *s* finale sia primaria sia secondaria sono spiegabili solo con l'influsso del franco-provenzale. Certo esso non è penetrato attraverso la valle del

<sup>2</sup> Altri esempi di consimili trasposizioni non mancano nel nostro dialetto come del resto in altri dialetti. Es.: *blā* 'belare' proprio degli agnelli si usa ormai soltanto a designare il pianto dei bambini; *mal'á* 'mangiare' (detto degli animali), applicato agli uomini significa 'divorare, scialacquare'.

Gran Dubbione con i passi del Besso e dell'Aquila che sono laterali e secondari, come afferma l'Autore (p. 48), ma attraverso il passo del Moncenisio che immette nella valle di Susa e dalla quale si passa facilmente in Val Chisone attraverso il colle delle Finestre.

L'Autore esamina quindi l'evoluzione linguistica subita dalle parlate valdesi in Germania (p. 49–66). Considera casi di mutamenti fonetici dovuti all'influsso del tedesco (es. semplificazione delle geminate; passaggio di *p, t, k, tš, s* a *b, d, g, dž, z*; p. 55)<sup>3</sup> e casi in cui i mutamenti si sono ulteriormente sviluppati in Germania, ma che già erano *in fieri* al momento dell'emigrazione (p. 57–61). A questo proposito l'Autore sostiene che a Neuhengstett dovette durare ancora, almeno per tutta la prima metà del secolo XVIII la *o* finale dei sostantivi femminili e che il passaggio ad *ə* si è completamente realizzato solo verso la seconda metà del secolo XVIII. Porta come prova della presenza della *o* finale a Neuhengstett il vocabolo *gavió* in cui la *o* sarebbe sopravvissuta per uno spostamento d'accento dal primitivo *gávio*. Ma *gavió* non deriva da *gávio*, bensì dalla forma diminutiva in *-ot* (*gaviót*), frequente nel dialetto valdese, in cui la *t* è caduta. Ne è prova il mutamento di genere (sempre i vocaboli femminili nel dialetto valdese passando al diminutivo in *-ot* cambiano genere: es. *üno amparo, ün amparót* 'piccolo ballatoio') e l'analogia con *pisó* 'pezzo' che nell'inchiesta del Boger e Vogt (1011) compare accanto a *psot*. Anche il vocabolo *vió* che si trova attualmente a Fenestrelle e che secondo lo Hirsch deriverebbe da *vío* 'via' per uno spostamento d'accento analogo a quello di *gavió* < *gávio*, non è altro che *viól* o *viót* 'viottolo', diminutivo di *vío*, in cui è caduta la finale. Credo quindi con Grassi che la parlata degli emigrati conoscesse già il passaggio di *o* ad *ə* prima dell'esodo<sup>4</sup>. Che attualmente nel paese d'origine si trovi *o*, si può spiegare come fenomeno di «adeguamento-reazione al piemontese»<sup>5</sup>, oppure come dovuto all'influsso del dialetto della contigua Val Germanasca e della bassa Val Chisone, una volta che è venuta a mancare o si è attenuata l'azione del francese o del franco-provenzale, la quale aveva determinato quel passaggio.

Interessante la parte relativa al patrimonio linguistico delle colonie (p. 66–71). La trasformazione di vita che si è verificata laggiù per le mutate condizioni del terreno con il passaggio da un'economia prevalentemente pastorale ad un'altra prevalentemente agricola, ha determinato nelle parole spostamenti di significato, innovazioni semantiche (es. *kumbo* dal significato originario di 'canalone' lungo il pendio di una montagna è passato a quello di 'stagno', 'cavità acquitrinosa'; *seti* ha perso il significato originario di 'pietra di basamento', in particolare di 'pietra di mulino', per passare ad indicare la 'soglia'). Alcuni vocaboli che nei luoghi d'origine sono scomparsi (es. *kerre* 'togliere, prendere', *adüre* 'portare', *suisépper* 'assumere'), si sono conservati laggiù. L'Autore sostiene però che *rimá* 'bruciare' si trova attualmente nella Val Chisone usato soltanto come nome di luogo; nella bassa valle il participio *rimá* 'bruciacchiato' è invece ancora d'uso corrente. Così vi si trova ancora *bagadže* nel senso di 'vesti', quindi 'corredo'. Anche *brütiáire*, che secondo

<sup>3</sup> L'Autore mette in relazione *gautšá* 'pestare' con *koutšá*, in cui la *k* si sarebbe sonorizzata per influsso del tedesco. Ma ricordo che anche nelle valli si trova *gautšá* nel significato di 'pestare'; vi si può vedere un rapporto con il franc. *gauche* 'sinistro, maldestro'.

<sup>4</sup> Cf. C. GRASSI, \*E. HIRSCH, Beiträge ..., BALI 9/10 (1964), 67–72.

<sup>5</sup> Cf. C. GRASSI, recensione sopra citata.



l'Autore in Val Chisone indicherebbe esclusivamente il gergo dei canapini, è ancora usato nella bassa valle nel significato originario di 'canapino', come nelle colonie.

Dove l'Autore dimostra una notevole competenza e acume, è nella parte che riguarda luoghi e particolarità topografiche (p. 81–101). In generale si possono accogliere le spiegazioni che egli dà di vocaboli ormai travisati e corrotti dall'uso. Ho peraltro dei dubbi sulla derivazione di *ére* da *sére*; vi vedrei piuttosto una derivazione da *airo* < AREA 'vasta estensione pianeggiante' e in particolare 'aia'. A p. 100 il vocabolo di luogo *litšareirás* non ha nulla a che vedere con il casato Charrier, ma deriva da *li eitšaleirás* peggiorativo di *escalier* (in dialetto *eitšalie*) 'scalino', 'gradinata'; il significato è quindi quello di 'brutto sentiero a gradinate'. Conosco due esempi di tale termine: uno al confine tra S. Germano e Inverso Pinasca, l'altro a Rodoretto (Val Germanasca).

Nulla da eccepire circa l'interpretazione dei nomi di famiglia (p. 100–119), salvo per quanto concerne *Baret* che l'Autore mette in relazione con il *berretto*. Credo invece che sia da mettere accanto ad altri nomi (*Barus*, *Baral*, *Barulin*) come derivato da *baro* che nelle valli del Chisone designa una striscia lunga di terreno sostenuto da un muricciolo lungo il pendio di una montagna; quindi il significato dovrebbe essere propriamente quello di 'abitante della *baro*'.

In conclusione, lo Hirsch ha illustrato con diligenza una situazione linguistica che attendeva di essere chiarita e ha dato allo studio di essa una sistemazione che si può ritenere definitiva. Tuttavia una maggiore scrupolosità nell'informazione avrebbe evitato all'Autore alcune gravi inesattezze e deficienze.

Ilia Griset

\*

RENATE HITZE, *Studien zu Sprache und Stil der Kampfschilderungen in den Chansons de geste*, Genève (Droz) – Paris (Minard) 1965, 266 p. (*Kölner Romanistische Arbeiten NF 33*).

Die vorliegenden Studien sind der Formelhaftigkeit des epischen Stils im Bereich der Kampfschilderung gewidmet. Angeregt vor allem durch J. Rychners *La Chanson de geste* und im Bestreben, die Annahme einer mündlichen Tradition und Komposition zu bekräftigen, gibt die Verfasserin eine systematische Inventarisierung und Gliederung des sprachlichen Repertoires von acht Chansons<sup>1</sup>. Dank dieser Systematik und der Breite der Dokumentation bildet die Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis der epischen Kompositionstechnik und eine anschauliche Illustration des stark formelhaften Stils eines zentralen Bereiches der Volksepik. Die strukturelle Analyse des p. 149–251 als Anhang gegebenen Formelinventars zeigt gründliche Sorgfalt und klugen thematischen Aufbau. Nach einem einleitenden Forschungsbericht über die Stil- und Ursprungsfrage der Volksepik wird zunächst das in Betracht kommende lexikalische Material nach Motiven geordnet vorgestellt (p. 44–80). Die anschließende Betrachtung der Formeln nach ihren wichtigsten Schemata, ihrer metrischen Struktur und ihren Variationsmöglichkeiten erfolgt getrennt für den ersten (p. 80–110) und

<sup>1</sup> *Chanson de Roland, Gormont et Isembart, Chanson de Guillaume, Charroi de Nîmes, Raoul de Cambrai, Chanson d'Aspremont, La Chevalerie d'Ogier de Danemarche, Huon de Bordeaux.*

den zweiten (p. 111–144) Halbvers. Hierbei veranschaulicht die p. 111–114 gegebene Gegenüberstellung, daß die zweite Vershälfte sehr häufig nur eine erweiterte Anpassung des Formelbestandes der ersten Vershälfte darstellt (besondere Bedeutung kommt diesbezüglich auch dem Wechsel der Tempusform zu); ein spezifisches Schema der zweiten Vershälfte bildet lediglich die Verbindung zweier bedeutungsähnlicher oder -gleicher Verben (p. 126–128). Im Anschluß an die einzelnen syntaktischen Schemata (Substantiv–Verb, Substantiv–Adjektiv usw.) erarbeitet Hitze systematisch die bevorzugten metrischen Stellen, die die Substantive und Verben, je nach Silbenanzahl, in den beiden Halbversen einnehmen (p. 97–99; 130–135), prüft die Freiheiten innerhalb der Formeln, wie Vertauschbarkeit der Wortfolge, Vertauschbarkeit zwischen Singular und Plural sowie zwischen Synonymen (p. 99–103; 135–139), und gibt schließlich eine nach Epen geordnete Zusammenstellung auch der selteneren «Formeln» (p. 103–110; 141–144).

In der Auswertung beziehungsweise in den Folgerungen auf die epische Sprache und Komposition schlechthin zeigt die Verfasserin leider eine starke Neigung zu schematischen Verallgemeinerungen. Hier wäre größere Umsicht und Zurückhaltung mehrfach unerlässlich. Es geht beispielsweise nicht an, jede Form von identischem oder ähnlichem Ausdruck automatisch und gleichförmig als «formelhaft» anzusehen. Besonders kraß zeigt sich dies im abschließenden Vergleich mit dem *Cid*, mit Chrétien de Troyes und dem *Roman de Renart* (p. 145–148), wo kurzweg sämtliche auch in den Volksepen figurierende Wendungen als «Übernahmen» oder Epenparodie aufgezählt werden. So werden zum Beispiel bei Chrétien Verbindungen wie *sor l'escu fiert, molt en ocit, le destrier broche, as armes corent* ohne jede nähere Begründung als epische Formeln beansprucht<sup>2</sup>. Auch innerhalb der Volksepik müßte zur Bestimmung des Grades der Formelhaftigkeit die jeweilige begriffliche Situation und die durch diese gegebenen prinzipiellen Ausdrucksmöglichkeiten mitberücksichtigt werden, und die Frage des relativen Schematismus in der Beschreibung der einzelnen Motive wie Zweikampf und Rüstung (cf. p. 76) muß auch den sachlichen Gegebenheiten Rechnung tragen.

Die für eine vorliterarische orale Tradition – welche wir prinzipiell keineswegs in Abrede stellen – vorgebrachten Argumente werden mehrfach in ihrer Beweiskraft überschätzt und können vereinzelt überhaupt nicht überzeugen. Die relative Vielfalt des kampfbezogenen Wortschatzes etwa (Zertrümmern bzw. Beschädigen des Schildes, Durchbohren des Panzers bzw. der Brünne) veranlaßt Hitze p. 49, N 176, zu der Überlegung: «Es fragt sich, wie die auffallende Reichhaltigkeit des Vokabulars ... anders als durch eine lange vor dem Ende des 11. Jh.s bestehende Tradition zu erklären ist. Eine große Anzahl dieser fast gleichbedeutenden oder zumindest auswechselbaren Verben findet sich schon in den drei ältesten Texten, die sich doch in anderen stilistischen Bereichen, wie z. B. für das *Rolandslied* angedeutet wurde, gerade nicht durch eine ähnliche Vielfalt auszeichnen. Hier fehlt die für eine beginnende Literatur sonst so typische und nachweisbare sprachliche Schlichtheit; der Wortschatz fängt Nuancen ein, die in gleicher Bedeutungsschärfe ohne Umschreibungen etwa im Deutschen wiederzugeben nicht immer möglich scheint. Was liegt also näher, als hierin wieder einen Beweis für das beträchtliche Alter des Motivs und damit der Gattung

---

<sup>2</sup> Wieweit es sich um direkte Übernahmen handelt oder handeln kann, müßte unter Heranziehung anderer nichtepischer Texte in jedem einzelnen Fall überprüft und abgewogen werden.

zu sehen?» (ähnlich p. 117). Nun, es versteht sich, daß diese besondere lexikalische Nuancierung primär nicht stilistisch, sondern von der besonderen Aktualität und damit Differenziertheit dieses semantischen Bereiches, von den besonderen mittelalterlichen Kampf- und Waffenformen her gesehen werden muß. Das Verhältnis zwischen Volkssprache und Kunstsprache hinsichtlich Wort- beziehungsweise Ausdrucksreichtum kann grundsätzlich je nach Begriff divergieren.

Der Einfluß der metrischen Erfordernisse, speziell der Assonanz, auf die Wortwahl ist zweifellos beträchtlich, sollte aber nicht zum völligen Ausschluß und zum völligen Absehen von semantischen Gesichtspunkten (etwa p. 22, 255) veranlassen. Als Beispiel dafür, «daß das zweite Hemistichon oft zwei ganz gleichwertige und je nach der Assonanz auswechselbare Synonyma enthält», führt Hitze p. 22 *Rol.* 2313 «*Cruist li acers, ne briset ne s'esgranie*» und *Rol.* 2340 «*l'espee cruist, ne fruisset ne se brise*» an; *brisier* und *esgranier* sind aber auf keinen Fall «ganz gleichwertig», und in v. 2313 kann letzteres Verbum mit guten Gründen als inhaltliche Intensivierung («es bricht nicht, ja bekommt nicht einmal eine Scharte») angesehen werden. – Eine Vermutung wie: «Man könnte sogar annehmen, daß der Reichtum des altfranzösischen epischen Vokabulars an sinnähnlichen Wörtern sich unter dem Zwang der Assonanz herausgebildet und von dort auch auf die Formeln des ersten Hemistichons übergegriffen und deren Abwandlung beeinflußt habe» (p. 139), ließe sich bei eingehender Untersuchung wahrscheinlich für einzelne Fälle plausibel machen, führt die Forschung in dieser generell-unbestimmten Form aber kaum weiter<sup>3</sup>. – Die Verfasserin zeigt mehrfach (p. 113, 121, 124) die Bedeutung der metrischen Bedingungen und epischen Kompositionstechnik auch für die Tempussetzung, läßt sich von dieser an sich richtigen und wertvollen Beobachtung in der Zusammenfassung aber zu der stark simplifizierenden Verallgemeinerung verleiten: «Der so oft diskutierte Wechsel des Tempus im altfranzösischen Epos ist somit leicht zu erklären. Es ist ... nicht dichterische Absicht, sondern unmittelbarer Niederschlag einer gattungsgebundenen kompositorischen Technik» (p. 255 s.).

Die Arbeit Hitzes zeigt somit eine gewisse Kluft zwischen der sehr gründlichen, klaren Darstellung des Materials und allgemeinen Folgerungen, welche wiederholt über die objektive Aussage dieses Materials hinausgehen und die Miteinbeziehung mehrerer nichtberücksichtigter Faktoren voraussetzen würden. Als konkrete Darstellung und Analyse der epischen Kampfschilderung unter dem Gesichtspunkt der starken Formelhaftigkeit<sup>4</sup> vermittelt die Untersuchung detaillierte und in mehrfacher Hinsicht klärende oder präzisierende Einsichten zu Stil und Komposition; in mehreren

<sup>3</sup> Hitze führt als Anhaltspunkt mehrere Verben an, die nur am Versende erscheinen, doch gilt diese Beschränkung bei vielen der Formen nur speziell für die Kampfszenen.

<sup>4</sup> Solche Zusammenstellungen der epischen Formeln sollen aber selbstverständlich nicht, wie Hitze p. 30 formuliert, «an die Stelle», sondern an die Seite «der rein lexikologischen Studien» treten. Sie bilden auch nicht, wie die Verfasserin ebendort andeutet, eine Errungenschaft der jüngsten Forschung, cf. etwa H. BREDTMANN, *Der sprachliche Ausdruck einiger der geläufigsten Gesten im altfranzösischen Karlsepos*, Diss. Marburg 1889. – Das Formelinventar kann nach Hitze auch dazu dienen, «falsche, unvollständige oder metrisch nicht exakte Halbverse durch einen Vergleich mit diesen traditionellen Hemisticha» zu verbessern (p. 257, cf. 30), was allerdings größte Vorsicht und Zurückhaltung voraussetzt.



ihrer generellen «Ergebnisse» oder Deutungsversuche muß sie jedoch auf ihre wahren Dimensionen reduziert werden.

Arnulf Stefenelli

\*

JEAN RYCHNER, *Les Lais de Marie de France*, publiés par J. R., Paris (Champion) 1966, XLV + 319 p. (CFMA 93).

Die Ausgabe J. Rychners gibt auf der Basis der maßgeblichen, einzig vollständigen Handschrift *H* (*British Museum, Harley 978*) den Text des Prologs und sämtlicher zwölf *Lais* (p. 1–191), den vollständigen Variantenapparat (p. 193–234) sowie, im Gegensatz zur älteren *CFMA*-Ausgabe von J. Lods (1959), ausführliche Anmerkungen (p. 235–288) und Glossar (p. 293–317). Als Einleitung schickt der Herausgeber einen wohlabgewogenen Überblick über den Forschungsstand zur Autorin und der Chronologie ihrer Werke, zu Ursprung und literarischer Stellung der *Lais* und Bemerkungen zur Textgestaltung voraus. Die als Entstehungszeit der *Lais* allgemein angenommene Spanne zwischen 1160 (*Eneas*) und 1189 (Tod Heinrichs II) sucht Rychner auf Grund von Fourriers Datierung von *Ille et Galeron* (Beginn 1178; Gautiers Roman basiert offenkundig auf dem *Eliduc*) und der Tatsache, daß die *Lais* keinen sicheren Anklang an Chrétien de Troyes zeigen, auf die Jahre 1160–1170/1178 einzuengen. Diese Einengung muß allerdings ein Vorschlag bleiben, denn einerseits läßt sich die Datierung von *Ille et Galeron* kaum als gesichertes Faktum voraussetzen, andererseits ließe sich ein Einfluß Chrétiens wohl erst auf Grund eines noch fehlenden systematischen Vergleichs von Stil und Sprache beider Autoren ausschließen<sup>1</sup>.

Die sehr gewissenhafte Textgestaltung hält sich im allgemeinen, auch in graphischer Hinsicht, ziemlich eng an die anglonormannische Handschrift *H*. Die Abweichungen von der Lesung dieser Handschrift sind in der Regel wohl begründet und durch das Zeugnis der übrigen Codices gestützt. Problematisch oder angesichts der konservativen Gesamtkonzeption nicht hinreichend gerechtfertigt scheinen uns lediglich einige morphologische Eingriffe. So vor allem die weitgehende Rekonstruktion der «korrekten» Zweikasmusflexion (der Zerfall der Flexion setzt in Nordfrankreich bekanntlich gerade im Westen zuerst ein). Hier müßten in einigen Punkten aus breiterer Sicht die detaillierten Verhältnisse des altfranzösischen Kasusgebrauchs berücksichtigt werden. Die durch den Reim je einmal bezeugten Singularnominative *citez*, *crestientez*, *veritez*, *acheisuns* nimmt Rychner beispielsweise zum Anlaß, auch den überlieferten Nominativ *la nef* konsequent zu *la nef*<sup>2</sup> zu restituieren (*Guigemar* 192, 330, 621, 630 usw.). Dieser Schluß von einigen Reimen auf den Gesamtgebrauch der

<sup>1</sup> Eine lexikalische Parallele zu Chrétien, die Maries Sprache deutlich von den anderen zeitgenössischen Werken wie *Brut* oder *Eneas* abhebt, zeigt etwa die Bezeichnung der «Ehefrau» mit dem fast uneingeschränkten Vorherrschen von *femme*. – Zur internen Chronologie der *Lais* siehe jetzt auch R. N. ILLINGWORTH, *R* 87 (1966), 432–475.

<sup>2</sup> «En laissant subsister la consonne finale du radical, conformément à une habitude de *H* (type *nefs* Y 369)» (p. xxvii N 4). Im selben *Lais* (Y 16) kennt die Handschrift allerdings auch *nes*, ferner etwa *G* 550 *vis* (cf. restituiertes *vifs* *Cht.* 215), *Y* 12 *antis*, *Y* 94 *pensis*.

Dichterin setzt ein bei einem mittelalterlichen Autor kaum annehmbares Maß an Konsequenz voraus und läßt außer acht, daß gerade bei *nef* etwa schon die Handschriften der *Vie de Saint Alexis* alle nur den *s*-losen Nominativ kennen (v. 77, 197). In v. 78 des *Chievrefoil* korrigiert Rychner überliefertes «Ne vus sanz mei, ne mei sanz vus» in «Ne vus sanz mei, ne *jeo* sanz vus»; die Einbeziehung weiterer Texte zeigt jedoch, daß in solchen Nominalsätzen der von der Handschrift gebotene Obliquus die Regel war (siehe G. Moignet, *Mélanges P. Gardette*, p. 346s.). Problematisch erscheint uns fallweise auch das Prinzip «quand *volt* ou *vout*, par exemple, est un présent, je l'ai écrit *voelt* pour trancher l'ambiguïté» (p. xxiv) oder «je corrige *vient* en *vint* s'il s'agit d'un passé simple à cause de la confusion possible avec le présent» (p. xxv N 2). Angesichts der Freiheiten und besonderen Bedingungen der altfranzösischen Tempussetzung ist der moderne Herausgeber in mehreren Fällen, wo eine «ambiguïté» oder «confusion» möglich ist, schwerlich berechtigt, eine Entscheidung beziehungsweise Restitution der Zeitform vorzunehmen. Im Rahmen des *Guigemar* korrigiert Rychner viermal (128, 143, 190, 270) überliefertes *volt* in *voelt*, wozu wir lediglich in einem Fall (190) eine hinreichende Veranlassung sehen, und fünfmal überliefertes *vient* in *vint* (375, 605, 678, 748, 831), was uns lediglich in v. 605 und 748 berechtigt erscheint.

Die *Notes* vermitteln eine prägnante Auseinandersetzung mit Gestaltung und Interpretation schwieriger oder unsicherer Textstellen mit einer Fülle wertvoller Bemerkungen und ansprechender Deutungen. Besonderes Gewicht legt Rychner auch auf die von Hoepffner aufgezeigten Parallelen zum *Eneas* sowie auf syntaktische Erklärungen. N *Guigemar* 739–740 und passim wird beispielsweise auf eine Reihe auffälliger Verwendungen des Imperfekts und auf den perfektiven Gebrauch des Plus-que-parfait hingewiesen. Zu der für die angeführten Imperfeka («appartiennent à la série des procès principaux du récit», «aspect inchoatif ou prospectif») in Erwägung gezogenen Annahme eines englischen Einflusses<sup>3</sup> besteht allerdings kein Anlaß, da diese Verwendung gerade bei den Modalverben, die die Mehrzahl der von Rychner genannten Fälle ausmachen, keineswegs so vereinzelt ist und in Texten jedwelcher Herkunft begegnet (zu *repeirout Equitan* 48 etwa cf. *Charroi de Nîmes* 1). Überzeugende lexikalische Klärungen finden wir etwa zu *berserez* (N *Guigemar* 86), wo Rychner auch für die Verbindung mit *porter* die gemeinhin ausgeschlossene Bedeutung 'chien de chasse' rechtfertigt, ferner N *Milun* 399 zu *cerchier les rens*. Zur Verwendung von *travail* in *Milun* 512 bemerkt Rychner treffend: «Il est curieux de trouver ici *travail* au point de rencontre du sens 'peine' qu'il avait en anc. fr. et de celui de 'voyage' qu'il a pris en anglais sous la forme *travel*» (p. 272s.); cf. agn. *traviler* 'voyager', *FEW* 13, 289a. Zum Porträt der Freundin Lanvals (*Lv.* 548ss.) cf. neben den in der Note nach Hoepffner angeführten Parallelen auch A.M. Colby, *The Portrait in Twelfth-Century French Literature*, Genève 1965.

Die Auswahl der ins Glossar aufgenommenen Formen überzeugt fast durchwegs<sup>4</sup>. Das Bemühen Rychners, in den inhaltlichen Definitionen nicht nur die generellen altfranzösischen Bedeutungen, sondern auch eventuelle spezifische Nuancen an der betreffenden Verwendung in den *Lais* zum Ausdruck zu bringen, ist prinzipiell beson-

<sup>3</sup> «Cet imparfait est si insolite en fr. qu'on l'attribuerait volontiers – mais sans doute à tort? – à une influence anglaise» (p. 245).

<sup>4</sup> Als nützliche Erweiterungen vorschlagen ließen sich etwa *adès* (*Yonec* 334), *piç* (*Guigemar* 299, *Laüstic* 119) und *ki* «si l'on» (*Guigemar* 160, 733 usw.).

ders begrüßenswert<sup>5</sup>, führt den Herausgeber aber in einigen Fällen zu offensichtlichen Überinterpretationen beziehungsweise zu kontextbezogenen Erläuterungen, welche eher in die *Notes* gehören; cf. vor allem *sei ajoler Lanval* 414 'se rendre malade', *apeler Lanval* 443 'accuser de félonie', *enginnier Yonec* 256, *Laüstic* 94, 107 'prendre au piège', *gari Milun* 471 'heureux', *irié* 'piqué dans son amour propre', *orguillus Fresne* 27 'susceptible', *postiz Guigemar* 256 'porte du mur d'enceinte' und *prisun Eliduc* 158, 258, 264 'prisonnier de guerre'. *Bachelor* ist eher durch allgemeines 'jeune homme' als durch 'jeune chevalier' wiederzugeben (cf. *Milun* 189), bei *chiere (Eliduc* 290) ist die Bedeutungsangabe 'tête' zu streichen, *deshaitié (Equitan* 105) bedeutet sicher 'unwohl, krank' (cf. 108 *li maus*) und nicht 'las, fatigué', *eé* entspricht neben 'âge' auch 'vie' (*Yonec* 142). *Par gueredun* in *Guigemar* 749 heißt kaum en 'retour des services qu'il lui avait rendus', sondern 'aus Gefälligkeit' (cf. T-L, *AW* 4, 751 'ohne vorhergehende Dienstleistung', Foulet, *op. cit.*, p. 143); *itant* Prolog 32 (Glossar: *itant ... altre* 'tant d'autres') bedeutet sicher 'so sehr', *lié* eher 'content' als 'heureux'; für *mainier (mahaignier) Guigemar* 600 erscheint uns allgemeines 'blesser, maltraiter' wahrscheinlicher als 'estropier, mutiler'; *meschine* 'le plus souvent servante' gilt etwa für den *Guigemar*, nicht aber für *Fresne, Deus Amanz, Eliduc* oder die Gesamtheit der *Lais*-Belege, wo 'jeune fille' leicht überwiegt. Bei einigen Glossarwörtern vermißt man gerade die nach der Reihenfolge der Ausgabe erste Belegangabe (*encuser Lanval* 356, *errer Guigemar* 251, *finer* 'cesser de vivre' *Equitan* 184, *mellee (medlee) Chaitivel* 105, *nafrer Guigemar* 103, 107, *traire* Prolog 30).

Arnulf Stefenelli

\*

BERNARD M. POHORYLES, *Demonstrative pronouns and adjectives in «Garin le Loheren» and «Gerbert de Mez». Etymology, morphology, syntax and comparison with five Old French epic poems and five Old French «romans»*, New York 1966, 293 p. polycopiées.

On sait que *Garin le Loheren* et *Gerbert de Mez* constituent à la fois la partie centrale et le noyau le plus ancien du cycle épique connu sous le nom de *Geste des Loherains*; étroitement apparentés entre eux, ces deux poèmes pourraient en réalité n'en constituer qu'un seul, puisqu'ils figurent l'un à la suite de l'autre, sans séparation aucune, dans tous les manuscrits connus. *Garin le Loheren* a été publié en 1947 par Josephine Elvira Vallerie<sup>1</sup> et *Gerbert de Mez* en 1952 par Pauline Taylor<sup>2</sup>; de plus, Miss Taylor a inspiré et dirigé une série de travaux sur la *Geste des Loherains*, travaux parmi lesquels s'inscrit l'ouvrage de M. Pohoryles.

L'auteur a fait un dépouillement complet des quelque 31000 vers de *Garin* et de

<sup>5</sup> Überzeugende Nuancierungen, die in den meisten älteren Glossaren verdeckt werden, sind etwa: *espuse* 'fiancée' *Fresne* 363, *gaber* 'tromper' *Equitan* 165, *medler, meller* 'calomnier, noircir' *Eliduc* 43, 562, *mustier* 'chapelle' *Guigemar* 437 (cf. FOULET-ROACH, *The Continuations of the Old French Perceval* III/2, p. 192), *sire* 'père' *Eliduc* 498, 609 (cf. FEW 11, 455a *sire*, mfr. 'père').

<sup>1</sup> JOSEPHINE ELVIRA VALLERIE, *Garin le Loheren, according to manuscript A (Bibliothèque de l' Arsenal 2983), with text, introduction and linguistic study*, Ann Arbor 1947.

<sup>2</sup> PAULINE TAYLOR, *Gerbert de Mez, chanson de geste du XII<sup>e</sup> siècle*, Namur 1952.



*Gerbert* dans les éditions précitées; en outre, il a utilisé aux fins de comparaison la *Chanson de Roland*, la *Chanson de Guillaume*, *Girart de Roussillon*, *Raoul de Cambrai*, *Anseïs de Mes*, le *Tristan* de Bérout, ainsi que quatre romans de Chrétien de Troyes: *Cligès*, *Lancelot*, *Yvain* et *Perceval*.

Lorsqu'il s'agit de l'ancien français, langue à la fois une et diverse, les avantages d'une telle étude sont évidents: dans la mesure où elle s'attache principalement à un texte, mais à un texte suffisamment long, elle opère sur un matériel à la fois riche et cohérent; la comparaison avec d'autres œuvres est susceptible de dégager ensuite des divergences dialectales ou stylistiques d'une part, des conclusions sur l'évolution linguistique d'autre part, si les textes confrontés ne sont pas contemporains. Malheureusement, l'ouvrage de M. Pohoryles ne remplit guère ce programme et, partant, avance peu nos connaissances de la grammaire de l'ancien français.

Malgré certaines incohérences du plan adopté par l'auteur, on peut distinguer dans son livre quatre parties: une partie étymologique (chap. II–III), une partie statistique et comparative (chap. IV–VIII), une partie syntaxique (chap. IX) et une partie chronologique (chap. X–XI).

La partie étymologique n'apporte pratiquement rien de nouveau. M. Pohoryles se contente d'y résumer les opinions de différents savants sur l'origine de chaque forme, opinions puisées en grande partie dans des ouvrages vieillis et dépassés. L'auteur a, en effet, une curieuse prédilection pour les vieux livres: par exemple, il cite souvent Diez, Körting et Clédat, mais ignore totalement le *FEW*. Les résultats de cette méthode apparaissent bien dans les p. 27ss., consacrées à l'origine et à l'histoire des formes en *i-*: tout en rappelant les objections contre les hypothèses abandonnées, qui voyaient dans *icil* le descendant direct de \**ecce illi* ou d'un composé \**hic illi*, M. Pohoryles semble ignorer celles qui ont toujours cours (analogie de *iluec* ou nouvelle composition de *i* < *hic* avec *cil*), et qu'à défaut du *FEW* il aurait pu trouver dans le Bloch-Wartburg sous *ici*<sup>3</sup>. Quant à la disparition de ces formes, il la date allégrement une fois du XIV<sup>e</sup> siècle (p. 33), une autre fois de l'époque moderne («persist almost into the present», p. 241), en prenant bien soin de citer chaque fois une autorité à l'appui de ses dires.

La partie statistique constitue sans doute l'intérêt principal du livre, car elle fournit des faits précis et bien documentés. Elle nous apprend par exemple que la proportion des formes en *i-* n'est, dans *Garin* et *Gerbert*, que de 1:16,5 par rapport aux formes sans *i-*; ou encore, que l'emploi pronominal de la série *cil* est deux fois plus fréquent

<sup>3</sup> Le *FEW* aurait mis l'auteur sur la piste de travaux importants pour son sujet et qu'il n'a pas l'air de connaître: H. KJELLMAN, *Fr. ici – ainsi. Essai d'étymologie*, dans *Mélanges de philologie offerts à M. Johan Vising*, Göteborg 1925, p. 161–178; H. KJELLMAN, *Fr. iluec – aluec – lues. Essai d'étymologie*, dans *Minneskrift utgiven av Filologiska Samfundet i Göteborg*, Göteborg 1925, p. 118–134; E. G. WAHLGREN, *Sur l'origine de l'i-initial des pronoms démonstratifs français du type icest, icil, SMS 13* (1937), 105–143. – Quant à l'explication proposée – après Kjellman – par M. K. POPE, *From Latin to Modern French*, p. 325, M. Pohoryles la comprend de travers. En effet, Miss Pope dit textuellement: «In the course of Early Old French the analogical forms *icil, icist, iço* were created under the influence of the adverb *ici*, itself formed under the influence of the adverbs (*i*)*luec* (< *illo loco*) and (*i*)*lore* (< *illa hora*).» Cela devient chez notre auteur, p. 27: «The great majority of scholars accept the forms *icil, icist, iço*, etc., as a combination of the words *ille, iste* and *hoc* with *ecce*», avec renvoi à POPE, p. 325!

que son emploi adjectif, alors que les formes de la série *cist* ne servent de pronoms qu'une fois sur dix-huit, cette fonction étant d'ailleurs réservée presque exclusivement au cas sujet masculin<sup>4</sup>.

Mais les statistiques, pour être utiles, doivent, d'une part, porter sur les véritables articulations de la langue et, d'autre part, être convenablement interprétées. Or l'auteur, dans ses tableaux, met sur le même plan des types morphologiques différents et de simples variantes phonétiques ou graphiques: on se demande vraiment quel intérêt peuvent avoir des rubriques distinctes pour *celle* et *cele*, pour *ceus* et *cex*! Quant à l'interprétation, elle est quasi inexistante: la comparaison se borne à signaler les formes communes à *Garin* et *Gerbert* et aux autres textes, ou au contraire absentes de *Garin* et *Gerbert*. Là encore on ne voit pas l'utilité de donner toute la liste des démonstratifs méridionaux en *a-* (*acel*, etc.) que fournit *Girart de Roussillon* et de nous dire qu'elles ne se retrouvent pas dans les *Loherains*. On s'en serait bien douté!

Certaines données statistiques sont reprises, assez timidement il est vrai, dans le chapitre concernant la syntaxe, qui aurait pu constituer la partie la plus intéressante du livre. Malheureusement, il est à la fois élémentaire et confus; comme la discussion étymologique, il est fait essentiellement d'emprunts à des ouvrages antérieurs, mis bout à bout sans aucun souci de synthèse et illustrés d'exemples choisis souvent mal à propos. Je me bornerai à deux échantillons. Le premier concerne l'emploi de *cil* comme pronom tonique. M. Pohoryles se contente de nous dire, p. 180: « It is common practice in Old French to replace the pronoun of the third person with the demonstrative », puis il donne, avec un commentaire squelettique mais muni de références aux « autorités », une série d'exemples sortis de leur contexte et groupés suivant les verbes auxquels *cil* sert de sujet (*respondre*, *estre*, autres verbes); il n'y a aucun effort de déterminer la valeur exacte du démonstratif ni de préciser en quoi cette valeur peut différer de celle du pronom personnel.

L'analyse de *cil* adjectif n'est pas meilleure. Par exemple, l'auteur classe dans des catégories différentes les trois vers suivants (p. 202–203):

Au soleil luisent cil elme poitevin (*Garin* 4099).  
Sonent cil graile et cil olifant chier (*op. cit.* 10344).  
Cil oisel chantent parmi ces gaus ramez (*op. cit.* 293).

A chaque catégorie, il applique un commentaire tiré d'un autre grammairien, sans s'apercevoir que tous ces exemples illustrent le même usage, interprété à sa manière par chacun des auteurs cités.

Enfin, la partie chronologique se compose de deux chapitres tout à fait différents. Le chap. X, dont l'utilité est bien contestable, énumère les démonstratifs qui survivent en français moderne; dans le chap. XI, qui forme la conclusion, l'auteur essaie de dégager de son étude les éléments susceptibles de préciser la datation de *Garin* et de *Gerbert*. Les résultats auxquels il parvient n'ajoutent rien à ceux qu'a obtenus, après une étude linguistique complète, J. E. Vallerie dans son édition de *Garin le Loheren*. Tout d'abord, M. Pohoryles ne dit pas clairement s'il entend dater la langue du ou des auteurs ou celle des copistes<sup>5</sup>; or, si certains traits examinés peuvent à la rigueur

<sup>4</sup> A condition qu'on accepte le parti pris contestable de l'auteur d'attribuer à la série *cil* les dix attestations de *ces*, *cez* employé comme pronom.

<sup>5</sup> On sait en effet que le manuscrit A, sur lequel se basent les éditions Vallerie et Taylor, est l'œuvre de deux scribes; cf. VALLERIE, *op. cit.*, p. 15.

appartenir à l'original, on ne peut évidemment attribuer qu'aux scribes les variations graphiques telles que *ces/cez* ou *cis/cist*. En outre, la plupart des faits invoqués ne fournissent pas de repères chronologiques suffisamment précis, et certains ne prouvent strictement rien. Peu nous importe par exemple que l'emploi presque exclusif de la série *cil* en fonction d'antécédents indique pour *Garin* et *Gerbert* une date antérieure au XIV<sup>e</sup> siècle: on sait de toute façon qu'ils sont plus anciens. Quant à l'absence de formes aussi rares que le type *est* (< *iste*) ou *celour* et *cestour*, elle ne peut évidemment servir d'indice chronologique.

On aurait beau jeu, pour terminer, de relever les erreurs et les maladroites de l'auteur. Ainsi, p. 186, l'analyse du tour *con cil qui* sombre dans la confusion avec cette phrase: «If, however, *comme* is considered a preposition, *cil* must be analyzed as a nominative form functioning like an oblique.» Ainsi, p. 188, M. Pohoryles décide que «a plural subject agrees with the verb in the singular» dans le vers suivant:

Le jor s'en vont cil qui pot plus matin (*Garin* 6720).

Ainsi, p. 205, à propos du vers:

Cis max lichieres il doit de voz tenir (*Garin* 7030),

l'auteur déclare: «The *cist* adjective may be repeated by a pleonastic pronoun.»

N'insistons pas. On voit suffisamment que l'ouvrage de M. Pohoryles manque entièrement son but, malgré l'érudition incontestable de l'auteur et un effort méritoire pour maîtriser des matériaux considérables. Il est mal construit, entaché d'insuffisances graves de méthode et d'interprétation, et ses conclusions nous laissent sur notre faim.

Zygmunt Marzys

\*

CARL THEODOR GOSSEN, *Französische Skriptastudien. Untersuchungen zu den nordfranzösischen Urkundensprachen des Mittelalters (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 253)*, Wien (Hermann Böhlau Nachf.) 1967, 368 p.

Es ist schwer zu sagen, was man an dieser Arbeit zuerst und am meisten bewundern soll: die Fülle des gesammelten und bewältigten Materials; das Geschick und das Fingerspitzengefühl, das der Verfasser bei der nach den vielfältigsten Gesichtspunkten erfolgenden Auswertung an den Tag legt; seine reichen historischen Kenntnisse und die Fähigkeit, diese für die Skriptaprobleme fruchtbar zu machen; seinen Überblick über die verzwicktesten Fragen aus dem Problemkreis der Schreibtraditionen und seine Gabe, Beziehungen und Zusammenhänge mit großer Klarheit herauszustellen; die Vorsicht, mit der er Skriptaprobleme und historische Lautlehre zueinander in Beziehung setzt und trotz allen zu machenden Vorbehalten in einzelnen Fällen zur gegenseitigen Erhellung auszunützen versteht<sup>1</sup>. Was hier vor uns liegt, ist ohne jeden

<sup>1</sup> Ein sehr schönes Beispiel hierfür stellt der Abschnitt über die Auswechselbarkeit von *ou*, *o*, *eu*, *oi* im Wallonischen dar (p. 105ss.). – Cf. zu diesen Fragen jetzt auch CH. TH. GOSSEN, *Graphème et phonème: Le problème central de l'étude des langues du moyen âge*, *RLiR* 32 (1968), 1–16.



Zweifel ein bedeutendes Werk, das auf lange Zeit wegweisend bleiben wird und von niemandem umgangen werden kann, der sich ernsthaft mit Fragen der mittelalterlichen Urkundensprache auseinandersetzt.

Allerdings darf man von dem Buch nicht verlangen, was es nicht geben kann oder will, sonst wird man unweigerlich enttäuscht sein. Um Mißverständnissen dieser Art vorzubeugen, umreißt der Verfasser seine Ziele im Vorwort auch ganz genau (p. 5–8). Er will einzig urkundensprachliche Fakten beschreiben und das Verhältnis *Graphie – Lautwert* anhand einer Auswahl von Fragen kritisch prüfen, wobei im Zentrum der Betrachtungen immer die Graphie steht. Was er hier vorlegt, ist überdies eine Art Zwischenbilanz der bisherigen Skriptaforschung, die sich mit den einzelnen Schreibprovinzen in sehr unterschiedlichem Maße beschäftigt hat. Diese Forschungslage erlaubt bei realistischer Einschätzung nichts anderes als die Schaffung einer Reihe von Essais über einzelne Regionen. Das Buch erhebt vor allem nicht darauf Anspruch, eine umfassende und fundierte Geschichte der nordfranzösischen Urkundensprache zu sein, denn hierfür fehlen im gegenwärtigen Zeitpunkt die Grundlagen: neben der uneinheitlichen Durchdringung des für die einzelnen Gebiete vorhandenen Materials wiegt vor allem die Tatsache schwer, daß dieses sowohl quantitativ als auch qualitativ (in bezug auf das Alter der Dokumente und die Zuverlässigkeit der Editionen) keine einigermaßen homogene Basis bietet. Eine Gesamtdarstellung läßt sich erst realisieren, wenn einmal ein in jeder Beziehung einwandfreies Urkundenkorpus für ganz Nordfrankreich existiert<sup>2</sup>. Überdies hat Gossen auch nicht die Absicht, eine Art auf nichtliterarischen Texten basierende altfranzösische Grammatik oder ein Handbuch über mittelalterliche Dialektologie zu geben, geschweige denn in die Diskussion um die Entstehung der altfranzösischen Schriftsprachen einzugreifen.

Aus dem bisher Gesagten erklärt sich auch weitgehend die innere Gliederung des vorliegenden Buches und eine beim Vergleich der einzelnen Kapitel zutage tretende Uneinheitlichkeit. Hauptpfeiler der Untersuchungen bilden die beiden Kapitel über die westfranzösischen (I; p. 53–186) und die ostfranzösischen (IV; p. 243–344) Skriptae, die sowohl bezüglich Umfang wie auch was die Anzahl und die Vielfalt der behandelten Probleme anbelangt die übrigen drei Kapitel weit in den Schatten stellen: sie umfassen 236 von (unter Ausschluß von Vorwort, Einleitung und Indices) 311 Seiten. Kapitel II ist den zentralfranzösischen Skriptae gewidmet (p. 187–211) und bildet eine mehr skizzenhafte Ergänzung zur Studie über die westfranzösischen Skriptae, in der gewisse Probleme auch bereits vorweggenommen wurden. Kapitel III ist der pikardischen Skripta gewidmet (p. 213–241), oder besser: es stellt eine Ergänzung zu den von Gossen schon anderweitig publizierten Resultaten dar<sup>3</sup>; auf eine detaillierte Wiederholung der früheren Ergebnisse wird ausdrücklich verzichtet (p. 221). Das abschließende V. Kapitel über die champagnischen Skriptae – mit 19 Seiten (p. 345–363) das weitaus kürzeste – will nichts anderes, als in einer kurzen Skizze die Verflechtung mit den umgebenden Skriptae aufzeigen. Was auf den ersten Blick fehlt, ist ein abrundendes, die wichtigsten Ergebnisse zusammenfassendes Schlußkapitel, das zweifellos einem Bedürfnis entsprechen würde bei der Vielzahl von behandelten Problemen und der großen Menge von gebotenen Material. Daß der Verfasser darauf verzichtet

<sup>2</sup> Cf. GOSSEN, p. 5/6.

<sup>3</sup> Cf. v. a. C. TH. GOSSEN, *Die Pikardie als Sprachlandschaft des Mittelalters*, Biel 1942; CH. TH. GOSSEN, *Petite Grammaire de l'ancien picard*, Paris 1951; ferner *DBR* 13 (1956), 97–121, und *RLiR* 26 (1962), 285–299.

hat, dürfte sich wiederum daraus erklären, daß er eine Reihe von Essais und nicht eine Gesamtdarstellung geben will<sup>4</sup>.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die einzelnen Teile des Werkes. In der Einleitung (p. 11–52) stellt Gossen vor allem einmal mit jeder nur wünschbaren Deutlichkeit klar, daß die Begriffe *Skripta* und *Dialekt* einander nicht gleichgesetzt werden dürfen: die Skripta ist eine landschaftliche Schreibtradition, die zwar die betreffende(n) Mundart(en) in ihrem aktuellen (oder einem bereits überwundenen) Zustand bis zu einem gewissen, von Fall zu Fall verschiedenen Grade spiegeln kann, die aber gleichzeitig auch eine große, von außen an sie herangetragene Anzahl von Verschriftungsgewohnheiten einschließt. Sie erweist sich so als ein heterogenes Kunstgebilde, in dem eine aprioristische Gleichsetzung von Graphie und Lautwert unstatthaft ist<sup>5</sup>. Das will nicht heißen, daß eine Aussage über den Lautwert von Graphien überhaupt nicht möglich sei; in zahlreichen Fällen kommt man aber nicht zu einem eindeutigen Schluß, sondern höchstens zu einer Art Graphiengleichung wie  $ei = e = ai = ee = ae = oi$  und einer gewissen approximativen Wertbestimmung der sie ausmachenden Elemente aufgrund der lateinischen Lautungen, deren Resultate sie darstellen können, und der zugehörigen modernfranzösischen Entsprechungen<sup>6</sup>. Bevor man eine Aussage über den Lautwert einer Graphie wagt, ist es deshalb unerläßlich, abzuklären, welches das moderne dialektale Resultat der betreffenden lateinischen Basis ist, welche Funktionen die Graphie überhaupt erfüllen kann und durch welche andern Graphien sie in den einzelnen Funktionen konkurrenziert ist, und dies sowohl innerhalb des einzelnen Dokuments als auch der Gesamtheit der für eine bestimmte Epoche in der betreffenden Region lokalisierbaren Dokumente<sup>7</sup>. Nur so kann die Gefahr von Zirkelschlüssen, wie sie in der traditionellen historischen Lautlehre nur allzu häufig sind, einigermaßen gebannt werden.

Kernstück der Einleitung sind die Betrachtungen über das Verhältnis zwischen Original und Kopie und die Darstellung der Beziehung zwischen Schreiber und orthographischem System. Anhand einer Reihe von Beispielen gelingt es Gossen, für den ersten Punkt zu zeigen, daß die Modifikationen der ursprünglichen Schreibgestalt in dem Maße zunehmen, wie der zeitliche Abstand zwischen Original und Kopie wächst (p. 16ss.), ein Resultat, wie es wohl auch niemand anders erwartet hat. Überraschender sind die Ergebnisse zum zweiten Punkt (p. 37ss.). Es zeigt sich hier, daß nicht nur die graphischen Systeme mehrerer gleichzeitig in der nämlichen Kanzlei arbeitender

---

<sup>4</sup> Diesen Mangel hat der Verfasser offensichtlich auch selbst empfunden und darum kürzlich einen Aufsatz publiziert, dem zumindest teilweise die Funktion eines solchen Schlußkapitels zukommt; cf. CH. TH. GOSSEN, *L'interprétation des graphèmes et la phonétique historique de la langue française*, *TLL 6* (1968), 149–168. Es handelt sich um eine kritische Auseinandersetzung mit der bisherigen historischen Lautlehre (cf. v. a. p. 167). Anhand der Rolle der Graphie *ei* im Raume der *langue d'oïl* wird gezeigt, wie zweifelhaft die Argumentationen gewisser Forscher sind und mit welcher Vorsicht man zu Werke gehen muß, wenn man den Lautwert einer Graphie bestimmen will (cf. auch unten).

<sup>5</sup> Cf. hierzu GOSSEN, p. 14/15, 76 und passim.

<sup>6</sup> Cf. hierzu jetzt auch GOSSEN, *TLL 6* (1968), 153ss., v. a. p. 157, 161, 164.

<sup>7</sup> Cf. auch *TLL 6* (1968), 166. Ein Musterbeispiel für das geforderte Vorgehen bildet die Darstellung der Graphie *ei* im erwähnten Aufsatz.

Schreiber recht verschieden sein können, sondern daß der gleiche Schreiber auch verschiedene Orthographiesysteme zu beherrschen scheint, die er je nach Bedarf, d. h. nach Art und Empfänger des betreffenden Schriftstückes, einsetzt.

Die Darstellung der westfranzösischen Skriptae (Kapitel I) zerfällt in zwei Teile: einen ersten, in dem dem ganzen Westen gemeinsame Züge dargestellt werden, und einen zweiten, in dem eine innere Gliederung dieses Skriptaraumes herausgearbeitet wird. Typisch für den ganzen Westen ist die Wiedergabe der Resultate von lat.  $\tilde{e}$  durch *ei/e* (cf. p. 72ss.), wobei diese Graphien aber durch *ai*, *ae* usw., vor allem aber durch *oi* (*oe*) konkurrenziert werden. Das quantitative Verhältnis zwischen *oi* und den «einheimischen» Graphien in den verschiedenen Regionen und den einzelnen Jahrhunderten sowie ein Überblick über die benachbarten Gebiete (p. 33ss.)<sup>8</sup> führen zu der Feststellung, daß das Irradiationszentrum für *oi* die Gegend von Paris gewesen sein muß; hier ist *oi* Reflex eines seit dem 10. Jh. im Osten bezeugten Lautwandels, der bis zur Mitte des 12. Jh.s die Ile-de-France erreicht hatte. Von hier aus breitet sich dann die Graphie *oi* nach Süden, Westen und Südwesten aus, wobei der Einfluß mit zunehmender Entfernung vom Zentrum abnimmt. Es zeigt sich dabei immer wieder, daß gewisse Wörter gegenüber der neuen Graphie weitgehend immun sind (z. B. \*HĒRE, MONĒTA, TRĒS, Inf. auf -ĒRE usw., cf. p. 74, 75 und passim)<sup>9</sup>. – Ähnlich wie bei  $\tilde{e}$  liegen die Dinge bei den Resultaten für lat.  $\tilde{o}$  (cf. p. 89ss.); die typisch westlichen Schreibungen sind hier *o/ou*. Im Gegensatz zu  $\tilde{e}$  dringt in diesem Fall die «fremde» Schreibung *eu* jedoch aus dem Raum Pikardie–Ardennen vor, setzt sich in Paris durch und kann dann dank dem Prestige des Französischen fast im ganzen Raum der *langue d'oïl* Fuß fassen<sup>10</sup>. Von der skizzierten Entwicklung auszunehmen ist einzig die Skripta der Wallonie, wo spezielle Verhältnisse vorliegen. – Die weiteren typisch westfranzösischen Züge, die untersucht werden, sind: die Wiedergabe der Resultate von  $\tilde{e}^{\text{Pal}}$  durch *e/ei/ie*, wobei diese Graphien je nach Gebiet verschieden stark durch pikardisch-französisches *i* konkurrenziert werden (p. 115ss.); *oi* (seltener *ue*, *eu* usw.) für die Ergebnisse von  $\tilde{o}^{\text{Pal}}$ , das von französisch *ui* bedrängt wird (p. 117ss.); die Graphie *-er* für die -ARIU fortsetzende Endung, während unter zentralfranzösischem Einfluß oft *-ier* geschrieben wird (p. 122ss.); Formen ohne *-s* für die 4. Pers. (p. 125ss.); die Imperfektendungen *-oe*, *-oes*, *-o(u)l*, *-oent*, die jedoch im ganzen Westen durch *ei/oi*-Formen stark konkurrenziert werden (p. 127ss.); der Konjunktiv Präsens auf *-ge*, der allerdings in der östlichen Normandie fehlt (p. 129ss.). Dieser letzte Punkt leitet über zu den Erscheinungen, die nur für einen Teil der westfranzösischen Skriptae typisch sind und deshalb zu einer inneren Gliederung dieses Raumes beitragen. So ist die sonst im ganzen Westen bekannte Wiedergabe der Resultate von  $\tilde{e}/\tilde{o}$  durch *e/o*, die auf eine frühe Monophthongierung von *ie/uo* zurückzuführen wäre, in der Normandie nicht üblich (p. 132ss.). Sehr interessant sind dann die Verhältnisse bei den Resulta-

<sup>8</sup> Überblicke dieser Art über benachbarte Gebiete, z. T. auch über das ganze französische Sprachgebiet, finden sich noch verschiedentlich. Sie haben den Nachteil, daß z. B. gewisse zentral- oder ostfranzösische Erscheinungen unter den westfranzösischen Skriptae behandelt werden usw.

<sup>9</sup> Für eine neue Gliederung und Auswertung des hier und in den folgenden Abschnitten und Kapiteln gegebenen Materials zu *ei* (in seinem gesamten Anwendungsbereich) und seinen Konkurrenzgraphien cf. jetzt den bereits erwähnten Aufsatz, v. a. p. 153–165.

<sup>10</sup> Cf. vor allem die Karten bei GOSSEN, p. 112 und 114.



ten von lat.  $\acute{a}$  [p, 140ss.). Kerngebiet der Graphie *ei* ist im Westen das heutige Dép. Manche, von dem aus diese Schreibung in alle Richtungen mehr oder weniger stark ausstrahlt. Daneben bildet aber auch der ganze Osten, von der Wallonie (teilweise umfaßt die Erscheinung auch noch die Pikardie) bis Neuenburg und Berner Jura eine (im südlichen Teil allerdings relativ stark durchlöcherte) *ei*-Zone<sup>11</sup>. Bei den Resultaten von -AL- hebt sich der Südwesten (vor allem *al/au*) gegen den Nordwesten (v. a. *el/eu*) ab; auch hier haben wir im Osten wieder eine ähnliche Situation (Scheidung Süd/Nord), während im Zentrum *al/au* kaum anzutreffen ist. Weitere Gliederungskriterien sind: die Resultate von -ELLU, die im Südwesten als -*ea*, im Nordwesten als -*iau* (autochthone Form) oder -*eau* (französisch) verschriftet werden (p. 169ss.); die Resultate von İLLU, die als *ol/ou* usw. vor allem für Saintonge, Aunis, Poitou und Vendée charakteristisch sind (p. 175ss.); das betonte neutrale Demonstrativpronomen, das im poitevinischen *co/cou* und im normandischen *cen/chen* zwei typische Regionalformen zeigt (p. 180ss.), und schließlich die Resultate von  $\kappa^a$ ,  $g^a$  usw., wo die Normandie normalerweise mit der Pikardie geht (*ca*, *ga* usw.; p. 184ss.). In all diesen Fällen muß man sich immer vor Augen halten, daß nirgends scharfe Grenzen vorliegen: es handelt sich immer um gewisse Schwerpunktbildungen, wobei die von ihnen ausgehenden Kräfte auch außerhalb der typischen Zone noch reduziert wirksam sein können, gleichzeitig aber auch im eigenen Kerngebiet oft durch andere Kräfte bedrängt und manchmal auch verdrängt werden.

Typisch für den zentralfranzösischen Raum ist vor allem die vollständige Vertauschbarkeit der Graphien *en* und *an*, wobei sich die gleiche Erscheinung allerdings auch in den westlich und nordwestlich angrenzenden Gebieten bezeugen läßt. Für -*ien/-ian* scheint die Vertauschbarkeit allerdings weitgehend auf das Orléanais und den Nordwesten beschränkt zu sein (cf. p. 186ss.). In bezug auf die Resultate von  $\acute{e}/\acute{o}^{Pal}$  ist der zentralfranzösische Raum gespalten (p. 199ss.): das Berry und das südliche Orléanais gehen eher mit dem Westen (*e*, *ie/oi* usw. dominieren), während der französische Typus (*i/ui*) erst nördlich von Chartres eindeutig vorherrscht. Die Graphie *ou* (für  $\phi$  [z. B. *chose*] > *u*) ist vor allem im Orléanais, Anjou, in der Maine und im benachbarten Burgund gut belegt (p. 201ss.); Ausstrahlungen finden sich besonders nach Südwesten, doch wurde zeitweise auch Paris beeinflusst. Die Graphien *gl*, *lg*, *ilg*, *lgl* für  $\int$  waren vor allem in der Oise, im französisch-pikardischen Grenzraum üblich, wenn sie auch vereinzelt noch im Poitou nachweisbar sind (p. 203ss.). Mit dem französisch-pikardischen Grenzraum befaßt sich auch der letzte Abschnitt dieses Kapitels (p. 205ss.). Anhand einer Reihe von Kriterien versucht Gossen die beiden Skriptaräume gegeneinander abzugrenzen, ein Versuch, der bereits früher im Rahmen einer Besprechung der Urkundensammlung von Carolus-Barré publiziert worden ist<sup>12</sup>. Dabei zeigt es sich, daß im Noyonnais, Vermandois und Beauvaisis bereits die pikardische Schreibtradition dominiert, während im südlichen Teil der Oise zentralfranzösische Schreibgewohnheiten vorherrschen.

Kapitel III (Pikardie) befaßt sich vorerst einmal mit dem Unterschied zwischen den ältesten Dokumenten (Ende 12., 1. Hälfte 13. Jh.) und den Schriftstücken aus dem 14. Jh.; die Abweichungen werden anhand der Verschriftung der Resultate von  $\kappa^{i/e}$  im An- und Inlaut,  $\kappa/\tau^{Jod}$  im Inlaut und  $\kappa^e$  im Auslaut einerseits, von  $\kappa^a$  und  $\kappa^{i/e}$  in germanischen Lehnwörtern andererseits dargelegt (p. 226ss.). Auch hier zeigt

<sup>11</sup> Cf. vor allem die Karte p. 156.

<sup>12</sup> Cf. *VRom.* 25 (1966), 307–314, bes. p. 308–312.

sich wieder, daß von der Graphie nicht auf den Lautwert geschlossen werden darf. Im ersten Fall schreiben die ältesten Texte aus der nördlichen Pikardie vorwiegend *c*, während sich die aus dem südlichen Teil stammenden Formen mit *ch* erst im Laufe des 14. Jh.s durchsetzen. Bei der Wiedergabe der zweiten Gruppe ist anfänglich ein starkes Schwanken zwischen den Graphien *c–ch–k* festzustellen, doch setzt sich im Laufe des 13. Jh.s *k* vor *e/i* immer stärker durch. Wir haben also in beiden Bereichen eine sich in kurzer Zeit ausbildende typisch pikardische Schreibgewohnheit, ohne daß aber die Konkurrenzgraphien vollständig verdrängt würden. – Die Ausstrahlungskraft der pikardischen Skripta wird anhand von graphischen Pikardismen aus den nördlich, östlich und südlich angrenzenden Gebieten dargestellt. Im ganzen Stammraum geht diese Schreibtradition jedoch zwischen 1400 und 1480 mehr oder weniger rasch unter (p. 234–241).

Der zweite Hauptpfeiler der vorliegenden Essaissammlung, das Kapitel über die ostfranzösischen Skriptae, beginnt mit einer Betrachtung der Schreibgewohnheiten im Neuenburgischen und in den romanischsprechenden Gebieten am nördlichen Bielerseeufer; der Verfasser versucht zuerst zu zeigen, in welchem Maße die Skripta dialektale Eigenheiten spiegelt<sup>13</sup>, und anschließend legt er die Stellung der neuenburgischen Skripta innerhalb der ostfranzösischen Gruppe fest<sup>14</sup>. Anhand von kommentierten Textbeispielen kann er nachweisen, daß eine typische, relativ hybride Regionalskripta vorliegt, in der zwar dialektale (frankoprovenzalische) Elemente nicht ganz fehlen, aber doch eher schwach wirksam sind. Keinesfalls ist die Skripta ein getreuer Spiegel der Mundart. Innerhalb der östlichen Schreibtraditionen nimmt die neuenburgische eine Zwischenstellung zwischen der südostfranzösischen (Burgund, Franche-Comté und Berner Jura umfassenden) und der frankoprovenzalischen Skripta ein, wobei die Bindungen an den französischen Südosten im Laufe der Zeit immer stärker werden.

An diesen ersten Teil schließt ein zweiter an, in dem anhand ausgewählter Erscheinungen wiederum sowohl die Einheit als auch die innere Gliederung des ostfranzösischen Skriptaraumes dargestellt werden. Dem ganzen Osten gemeinsam ist die Wiedergabe der Resultate von Palatal + *-āTA* durch *ie* (*i*, *iee*, *ee* selten; p. 306s.), die relativ starke Resistenz gegenüber den französischen Schreibungen *i/ui* für die Ergebnisse von *ě/ǔ*<sup>Pal.</sup> (p. 307ss.) und das weitgehende Fehlen von Gleitkonsonanten in den Gruppen *n'l*, *l'r* (p. 315ss.). Die innere Gliederung ergibt sich anhand der folgenden Elemente: Das Resultat *-auble* für *-āBULU/A*, *-āBILE* ist vor allem burgundisch, doch strahlt die Graphie bis in die Wallonie aus, die ihrerseits – allerdings in sehr unterschiedlichem Maße – ein Resultat *-avle* kennt (p. 319ss.). – Die Form des bestimmten maskulinen Artikels im Obl.sg. ist im Bourbonnais, im Burgund, in der Franche-Comté, im Berner Jura, in Lothringen und in Teilen der Champagne *lo/lou* (p. 322s.). In den wallonischen Dokumenten dominiert von Anfang an *le*, das sich im Laufe des 14. Jh.s auch in den übrigen Gebieten immer mehr durchsetzt. – Germ. *w* ergibt im Burgund eine Graphie *gu/g*, während in den übrigen Gebieten des Ostens *w* respektive *v* die Regel ist (p. 323ss.). – Auslautendes *-t* wird im Osten in der Regel nicht mehr geschrieben; eine Ausnahme machen hier vor allem die Wallonie und die

<sup>13</sup> Für eine ähnliche Problemstellung cf. auch CH. TH. GOSSEN, *Les plus anciennes chartes en langue vulgaire rédigées dans l'Ajoie*, TLL 4/1 (1966), 197–206.

<sup>14</sup> Dieser p. 268–305 umfassende Teil stellt die leicht modifizierte Fassung eines in VRom. 23 (1964), 321–154, unter dem Titel *Untersuchungen zur jurassischen Skripta* publizierten Aufsatzes dar.

Ardennen, während Lothringen ein uneinheitliches Bild zeigt. – Die Resultate von lat.  $\bar{u}^{\text{Nas}}$  erscheinen in der Regel als *un*; *on* findet sich einerseits im äußersten Nordosten, in der Wallonie und im Gaumais (hier fast ausschließlich), andererseits im äußersten Südosten (Neuenburg, Franche-Comté) und in den angrenzenden frankoprovenzalischen Gebieten. – Für die Resultate von (ECCE-)ILLOS bietet der Osten ein vollkommen zerrissenes Bild (p. 333 ss.), während die Hiatusstilgung durch *w* besonders die wallonischen, lothringischen und ostpikardischen Skriptae charakterisiert (p. 338 ss.); durch die graphische Äquivalenz von *g* und *w* in germanischen Wörtern konnte in der Wallonie auch *g* zur Hiatusstilgung genutzt werden. Vom Burgund aus geht die Tendenz zur Hiatusstilgung durch ein (ursprünglich wohl rein graphisches) *h*, die z. T. bis ins Lothringische wirksam ist<sup>15</sup>.

Das hier vorgelegte Panorama ist zweifellos eindrucklich, und man kann den Verfasser zu seiner großen Leistung nur beglückwünschen. Bei einer Arbeit von diesem Umfang und dieser Vielschichtigkeit läßt es sich – bei aller Zustimmung im Prinzipiellen – jedoch kaum vermeiden, daß der Rezensent in einigen Detailfragen anderer Meinung ist oder hier und dort noch einige Ergänzungen anzubringen hätte. Einer Reihe von Punkten dieser Art will ich mich nun zuwenden:

p. 28, 322 ist von den typisch ostfranzösischen Formen *lo/lou* für den Art. m. Obl. sg. die Rede. *Lo* scheint sporadisch auch im Anglonormannischen aufzutreten, cf. *lo monter* (1r a14), *lo torner* (1r b9), *lo conte* (17v b5) im um 1300 in England kopierten *Livre de l'Eschiele Mahomet*<sup>16</sup>.

p. 35 wird anhand des Paares *Sire-Seignour* versucht, eine Aussage über die Vitalität der Kasusflexion zu machen. Dieses Paar ist jedoch zu diesem Zweck denkbar schlecht geeignet, bestand doch während einiger Zeit die Tendenz, die beiden Glieder zu verselbständigen und jedem seine eigene Flexion zu geben, cf. z. B. *Eschiele: Sires* (Nom. sg.) 2v a13, 6v b34, 8v b8, 9r a3, 12v a8 und passim, *Sire* (Obl. sg.) 40r a30/31, 42r a3/4, 44v a34/35, 45r a33/44 und passim; *seignor/seignour* (Nom. sg.) 2r a31, 2v a15, 2v b18, 3r a18, 3r b4, 5v b6 und passim, *seignor/seignour* (Obl. sg.) 1r a24, 1r b5, 1r b13, 4r a6, 6r a7 und passim.

p. 38/39 gibt Gossen zwei Urkunden «in diplomatischer Abschrift». Streng diplomatisch ist eine Abschrift aber nicht mehr, wenn die Abkürzungen aufgelöst werden. Wenn man sich zu diesem Schritt entschlossen hat, wäre auch eine Scheidung *u/v* nach modernen Prinzipien zu verantworten gewesen, wodurch doch eher verwirrende Graphien wie *ov* (neben *ou*) hätten eliminiert werden können. Zweifel haben wir auch an der Richtigkeit der Lesung «*fronment*», die sich dreimal in NW 166 findet. Der übergesetzte Strich (Abkürzungs- und Kontraktionszeichen) kann nicht nur für *n/m* stehen, obwohl dies der häufigste Fall ist, sondern auch für zahlreiche andere Buchstaben und Buchstabengruppen, unter anderem auch für *u*: eine Lesung «*froument*» scheint mir vorzuziehen, cf. auch *fourment* in NW 165.

p. 95: Das Nebeneinander von Reimen wie *Creatour: atour*, *honor: sejour*, *Deus: seux* (SOLUS) usw. bei Rutebeuf scheint mir kein verlässliches Indiz für eine Unsicherheit in der Aussprache zu sein: bei einem Dichter wie Rutebeuf müssen wir mit einer bewußten Verwendung von archaischen oder regionalen Formen rechnen – sowohl hinsichtlich Lautung als auch in bezug auf die Graphie.

<sup>15</sup> Für Kapitel V cf. oben, p. 168.

<sup>16</sup> Cf. PETER WUNDERLI, *Le livre de l'Eschiele Mahomet*, RH 77, Bern 1968.



p. 99: Die im östlichen Burgund für das Resultat von  $\acute{o}$  [«gelegentlich auftretenden Graphien *o* oder *u* beweisen, daß *ou* dem Monophthong *u* entspricht». Zumindest der erste Teil dieser Argumentation ist fragwürdig, da *o* als archaisierende Graphie praktisch jedes Resultat von  $\acute{o}$  wiedergeben kann.

p. 119: Eine Form wie *vuel* (1. Pers. sg.; SW 70) scheint mir wenig dazu geeignet zu sein, die graphische Wiedergabe der Resultate von  $\delta^{\text{Pal.}}$  zu illustrieren: wir müssen hier immer mit einer analogischen Beeinflussung durch die 2./3. Pers. sg. rechnen<sup>17</sup>. Dies gilt selbst für den Fall, daß wir im 13. Jh. noch nicht mit einer Diphthongierung von  $\acute{o}$  im Poitou rechnen dürfen: *vuel* könnte auch eingeführte Form sein.

p. 130: Es scheint mir höchst fraglich, ob Graphien wie *gn* und *ngn* tatsächlich für *nġ* vorkommen. In den erwähnten Formen *estraigne* (étrange), *ligne* (linge), *mençoigne* (mensonge) bin ich eher geneigt, eine (evtl. regionale) Normalentwicklung des Nexus *nġ* anzunehmen (> *n*), die sich aber gegen die Nebenform (*nġ*) aus irgendwelchen Gründen nicht behaupten konnte. Ein Schwanken in der Interpretation (*n/nġ*) scheint mir nur bei *ng* angezeigt.

p. 135/36: Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir es bei den Formen *josdi*, *joudi* und *cons* mit satzphonetischen (unbetonten) Varianten zu tun haben, wie Gossen annimmt, doch kann zumindest bei den Formen mit *o* die Möglichkeit einer archaisierenden Graphie für  $\acute{o}$  nicht ausgeschlossen werden; für die Graphie *ou* ist zudem auch der Lautwert  $\acute{o}$  bezeugt!

p. 181: Die Tatsache, daß die Konkurrenzformen zu *co/cou* (<  $\text{eccu h\acute{o}c}$ ) fast immer *ceu* usw. geschrieben sind, scheint mir keineswegs den Schluß zu erlauben, der erste Typus repräsentiere die einheimische Lautung *k* (cf. auch die Graphie *so*). Die Frage, ob in *co/cou* *k* oder *s* (< *ts*) vorliege, muß offenbleiben, und es ist auch nicht auszuschließen, daß die gleiche Graphie beide Lautungen wiedergeben kann.

p. 227/28: Die Tatsache, daß *sacent* bereits in den ältesten Urkunden vorkommt und auch Fälle wie *aproce* <  $\text{APROPIAT}$ , *reproce* <  $\text{REPROPIAT}$ , *procaïn* <  $\text{PROPEANU}$  usw. belegt sind, scheint einen Lautwert  $\acute{c}$  für die Graphie *c* zu sichern. Allerdings kann nicht übersehen werden, daß *sacent* usw. eine viel weitere Verbreitung kennt als die übrigen Fälle. Dies scheint im Norden die Bildung eines Doublettenpaares *sace*–*sache* (analogisches *sace*) nach dem Vorbild *face* (frz.) – *fache* (pik.) naheulegen; *sace* würde eine Art Hyperfranzisierung darstellen<sup>18</sup>, eine Erklärung, die mir durch die Tatsache, daß sich *sacent* usw. vor allem in den Einleitungsformeln findet, begünstigt zu werden scheint. Die phonetische und die morphologisch-analogische Tendenz haben sich wohl in gewissen Gebieten überschritten und können nicht immer sauber gegeneinander abgegrenzt werden.

p. 231/32: Bei den pikardischen Resultaten von  $-(i)CA(RE)$ , in denen der Palatal graphisch v. a. als *ch*, aber auch als *cc*, *c* und *k* erscheint, nimmt Gossen einen Lautwert  $\acute{c}$  an, wobei er sich vor allem auf die obige Interpretation von *sacent* stützt. Da diese jedoch keineswegs feststeht, könnte man in den besprochenen Dokumenten bei *ch* ebensogut an eine franzische Graphie denken, hinter der sich ein pik. *k* verbergen

<sup>17</sup> Cf. z. B. MILDRED K. POPE, *From Latin to Modern French*, Manchester 1952, § 957; PIERRE FOUCHÉ, *Morphologie historique du français: Le verbe*, Paris 1967, p. 85.

<sup>18</sup> Cf. hierzu auch GERTRUD WACKER, *Über das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache im Allfranzösischen*, Halle 1916, p. 24/25. Die analogische Form *sace* wird hier als typisch für die Normandie (und das Anglonormannische) angesehen.

würde. Die heutigen Lautungen *ēpeše*, *depeše*, *diměš* usw. müßten dann durch eine spätere Umgestaltung unter franzischem Einfluß erklärt werden.

p. 279 [10]: Wieso Gossen überall zu «monsseigneur» auflöst, ist mir nicht klar; nach dem Gesagten würde sich «monsseignour» doch eher aufdrängen.

p. 281 [22]: *se clamer de 'citer en justice, porter plainte'* ist nicht nur im Osten, sondern auch anderweitig belegt, cf. z. B. Wunderli, *Eschiele* 38v b33, 39r b1/2 und Glossar p. 153<sup>19</sup>.

p. 281 [26]: Daß *être* mit sich selbst konjugiert wird, ist eine Erscheinung, die sich auch außerhalb der ostfranzösischen und frankoprovenzalischen Idiome nachweisen läßt, allerdings kaum über das 16. Jh. hinaus und vor allem bei aus dem Süden stammenden Autoren; für Beispiele cf. Brunot, *Histoire* II, p. 365, III, p. 345; *Damourette et Pichon*, *EGLF* V, p. 57/58; ferner De la Sale, *La Sale* (Ed. Desonay), p. 39, 74, 78; Brantôme, *Dames galantes* (Ed. Rat [Garnier]), p. 5, 10 und passim.

p. 283 [31]: Die Graphie *ui* für *ü* ist nicht nur ostfranzösisch, wie man nach Gossens Formulierung annehmen könnte; auch im Anglonormannischen ist sie recht häufig belegt, cf. z. B. Pope, § 1227; Stimming, p. 192/93<sup>20</sup>; Wunderli, *Etudes*, p. 36. Ebenso ist die umgekehrte Erscheinung, die Wiedergabe von *ui* (*üvi*) durch *u* (nach lautlicher Reduktion des Diphthongs) nicht nur burgundisch (cf. p. 284 [44], 292 [10]), sondern auch anglonormannisch, cf. Stimming, p. 209/10; Suchier, p. 34/35<sup>21</sup>; Wunderli, *Etudes*, p. 37.

p. 283 [33] und 291 [7]: Die Verbalendungen *-ont/-ant* für die 6. Pers. Ind. sind nicht nur für das Ostfranzösische und das Frankoprovenzalische bezeugt – auch im äußersten Westen, im Anglonormannischen fehlen Belege für diese Erscheinung keineswegs, cf. Wunderli, *Etudes*, p. 41; Tanqueray, p. 247–256<sup>22</sup>.

p. 287 [5]: Die Form *ung preiiera* würde ich mich nicht getrauen zu Fällen wie *it. opera* f. > *un opéra* zu stellen. Was das auslautende *-a* betrifft, so kann es sowohl für fr. *-e* wie für frprov. *-i* stehen und wäre wohl als graphischer Archaismus (Latinismus) zu betrachten. Was den Artikel *ung* anbelangt, so ist darauf hinzuweisen, daß neben *une proiere* s. f. auch ein *un proier* s. m. zu belegen ist, das wohl als substantivierter Infinitiv betrachtet werden muß (cf. z. B. Wunderli, *Etudes*, p. 140; *Eschiele*, p. 160). Eine Konfusion von Geschlecht respektive Auslautschreibung liegt deshalb sehr nahe.

p. 315: Das Fehlen des Gleitkonsonanten in den Gruppen *n'r* und *l'r* eignet nicht ausschließlich einem das Pikardische, Wallonische und Ostfranzösische umfassenden Gebiet, es findet sich sporadisch auch im Anglonormannischen; cf. hierfür einige Beispiele aus der *Eschiele*: *tenra* 31v b39, *venra* 35v a10, *venrunt* 35v a12. Allerdings tritt bei fehlendem Gleitkonsonanten dann meist eine Assimilation *nr/lr* > *rr* ein, cf. Wunderli, *Etudes*, p. 42.

Die Liste dieser Einzelpunkte könnte noch verlängert werden – aber wozu auch? All diese Detailkritik vermag am Wert und an der hervorragenden Bedeutung der Arbeit als Ganzes nichts zu ändern. Nur zu einem Punkt möchte ich noch Stellung nehmen: zu einigen terminologischen Fragen. Gossen verwendet den Begriff *Phonem*

<sup>19</sup> Cf. schon PETER WUNDERLI, *Etudes sur le livre de l'Eschiele Mahomet*, Winterthur 1965, p. 132.

<sup>20</sup> Cf. ALBERT STIMMING, *Der anglonormannische Boeve de Haumtone*, Halle 1899.

<sup>21</sup> HERMANN SUCHIER, *Altfranzösische Grammatik* I/1, Halle 1893.

<sup>22</sup> F. J. TANQUEREY, *L'évolution du verbe anglo-français*, Paris 1915.

in einer Art und Weise, die nach Kritik rufen muß. Eine Definition wie: «[Das] Phonem [ist] die wissenschaftlich einwandfreie, technisch meßbare Feststellung einer lautlichen Realität, in konventioneller phonetischer Transkription» (p. 15) stellt im Jahre 1967 einen Anachronismus dar, auch wenn man sich gegen allfällige Vorwürfe durch die Erklärung abzusichern versucht, man fasse eben «diesen Begriff weiter, als Strukturalisten dies tun» (p. 11). Was Gossen oben gibt, ist die Definition des Lautwertes oder der *Phonie*, während das *Phonem* eben gerade keine meßbare Einheit darstellt und nur von der Struktur der Sprache her erfaßbar ist. Wenn sich der Verfasser der terminologischen Problematik schon bewußt ist, warum zieht er dann nicht die Konsequenzen? Auch im graphischen Bereich ist die Terminologie fragwürdig, werden doch *Graphie* und *Graphem* unterschiedslos nebeneinander verwendet. Ein kohärentes System vom Typus

Phonie – Phonem

Graphie – Graphem

schiene mir äußerst wünschenswert. Die *Phonie* wäre als wissenschaftlich meßbare Lautrealisierung in der Rede zu definieren oder als Aktualisierung eines Phonems innerhalb der durch dieses gegebenen Grenzen; das *Phonem* ist die distinktive lautliche Einheit auf der Ebene der Sprache, die sich entweder extensional als Summe aller in der gleichen Funktion verwendbaren Phonien oder intensional durch die relevanten Züge definieren läßt. Der *Phonie* entspräche im graphischen Bereich die *Graphie*, die empirisch erfaßbare Verschriftung eines Lautwertes in geschriebener Rede (z. B. *e*, *ei*, *oi*, *ai* usw. für *wε*); dem *Phonem* würde dann das *Graphem* entsprechen, das sich jedoch nur noch extensional als Subsumierung aller für die Wiedergabe einer *Phonie* (unter bestimmten Voraussetzungen eines Phonems) verwendbaren *Graphien* definieren läßt. Auch das *Graphem* stellt so wieder eine abstrakte Einheit auf der Ebene der Sprache (respektive des Verschriftungssystems) dar, die nur indirekt faßbar ist. Was Gossen untersucht hat, ist in erster Linie die Beziehung *Graphie*–*Phonie*, wobei aber Versuche zur Einbeziehung des *Graphems* und des *Phonems* nicht fehlen<sup>23</sup>; diese Aspekte müssen jedoch in der Zukunft noch konsequenter ausgebaut werden, und vor allem gilt es auch zu prüfen, ob eine direkte Beziehung zwischen *Graphem* und *Phonem* ermittelt werden kann und welcher Art diese ist.

Peter Wunderli

\*

GEORGES STRAKA, *Poèmes du XVIII<sup>e</sup> siècle en dialecte de Saint-Etienne (Loire)*, 2 vol., Paris («Les Belles Lettres») 1964, 702 + 245 p. (*Publications de l'Institut de Linguistique Romane de Lyon* 22/23).

Georges Straka widerlegt mit dieser mustergültigen Publikation die noch bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts anzutreffende irrige Meinung, nach dem 17. Jh. sei die mundartliche literarische Produktion im frankoprovenzalischen Raum erloschen. Im Gegenteil, besonders in Saint-Etienne nahm diese Produktion im Laufe des 18. und 19. Jh.s stetig zu. Dies ist um so verständlicher, als im 18. Jh. die Mundart, obgleich der hochsprachliche Einfluß progressiv spürbarer wird, noch durchaus die

<sup>23</sup> Cf. hierzu v. a. den Aufsatz in *TLL* 6, 149–168.



allgemeingebräuchliche städtische Umgangssprache war. Die literarischen Erzeugnisse sind demnach auch nicht eine Spielerei einiger gelehrsammer Provinzler, die die Mundartliteratur künstlich am Leben erhalten wollten, sondern spontan entstandene Kompositionen, deren künstlerischer Wert allerdings, wie dies bei der Mundartliteratur meist der Fall ist, in jeder Beziehung bescheiden ist. Dies berechtigt uns indessen nicht, sie zu verachten. «On a du plaisir à goûter son charme local, et celui qui veut connaître l'esprit, la mentalité, l'âme du peuple de ce coin de France, ne peut les saisir mieux qu'à travers elle» (p. 20).

Der Verfasser veröffentlicht eine Reihe von Texten – insgesamt über 3800 Verse –, und da diese miteinander nichts als die Sprache gemein haben, unterzieht er jeden von ihnen mit Recht einer separaten Analyse<sup>1</sup>.

In der Einleitung zu jeder Textedition hat der Verfasser alles zusammengetragen, was dem Verständnis in historischer und soziologischer, literarischer und linguistischer Hinsicht dienen kann. Statt einer französischen Übersetzung gibt er jeweils eine ausführliche Paraphrase der Inhalte. Der literarische Wert wird diskutiert, die Metrik analysiert, nach Möglichkeit die Datierung vorgenommen; endlich werden die Drucke und Manuskripte auf ihre Schreibtradition unter gleichzeitiger Deutung des lautlichen Wertes der Grapheme untersucht.

1. Kap.: *Poèmes en l'honneur du jeu de l'arc* (p. 41–141). Das Bogenschießen war seit 1552 ein beliebter, organisierter Volkssport in Saint-Etienne. Die Schützengesellschaft pflegte öffentliche Feste zu veranstalten, die sich großen Zulaufs erfreuten und auch nach der Revolution weiterbestanden. Die Chronisten des 18. Jh.s berichten davon, vor allem aber eine Reihe anonymer Gedichte, die um das Jahr 1700 entstanden sind. Sie liegen uns in einem gedruckten Plattbändchen im Format von 195 × 130 mm vor; erhalten sind die Seiten 3–22, Anfang und Schluß fehlen. Der Text besteht aus drei Teilen: der erste (v. 1–290) schildert die Zeremonien der «Compagnie du Noble jeu de l'arc»; der zweite umfaßt Gedichte zu Ehren von deren Würdenträgern, und der dritte erzählt die Reise der Bogenschützen von Saint-Etienne zum Schützenfest von Mâcon im August 1698 (v. 331–479, unvollständig). Der erste und dritte Teil sind in paarweise gereimten Alexandrinern verfaßt, mit Ausnahme der Trinksprüche, die in Achtsilblern geschrieben sind und nicht vom Anonymus stammen, sondern auf eine ältere Epoche zurückgehen. Die vier Gedichte des zweiten Teils bestehen aus Vierzeilern in kreuzweise gereimten Alexandrinern oder Achtsilblern oder aus beiden alternierenden Versarten. – Abgesehen von der Reimanalyse gehört die Untersuchung der Grapheme zum für den Linguisten interessantesten Teil. Wir werden darauf am Ende unserer Besprechung zurückkommen. Der kritischen Textedition (p. 101–117) folgen zahlreiche exhaustive Anmerkungen.

2. Kap.: *Cycle de Jacques Belle-Mine de l'abbé Jean Chappelon, continué par un inconnu* (p. 145–212). Drei Dichtungen Jean Chappelons (1647–1694)<sup>2</sup> kreisen um die fiktive Persönlichkeit des Jacques Belle-Mine. In einer bisher kaum beachteten Hand-

<sup>1</sup> Aus dem 17. Jh. stammen das von EUGÈNE VEÏ 1911 edierte *Ballet forézien, de 1605, en dialecte de Saint-Etienne, suivi d'extraits en prose de la Gazette française*, ferner die Werke von Jean Chappelon sowie seines Vaters Antoine und seines Großvaters Jacques, die der Untersuchung von VEÏ, *Le dialecte de Saint-Etienne au XVII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1911, zugrunde liegen.

<sup>2</sup> Die gesammelten Werke wurden erstmals 1779 von ETIENNE CHAUVE herausgegeben und erfuhren sechs Auflagen, die letzte um 1850.

schrift<sup>3</sup> finden sich weitere sechs, auf ihn sich beziehende, von einem Anonymus verfaßte Dichtungen (270 Verse), die Straka erstmals publiziert. Eine weitere Handschrift über den Zyklus des Jacques Belle-Mine, die Gui de la Grye in seinen *Portraits d'auteurs foréziens* (Lyon 1856) verwendete, ist heute verloren. Die sechs Texte dürften in den ersten Jahren des 18. Jh.s verfaßt worden sein. Straka macht wahrscheinlich, daß ihr Autor mit demjenigen der *Poèmes en l'honneur du jeu de l'arc* identisch ist.

3. Kap.: *Comédie de Tiève et Liaudène, adaptée d'après un original bressan par l'abbé André Dallier* (p. 213–290). Die – mangelhafte – Abschrift dieses Komödienfragmentes findet sich auf fol. 43 v<sup>o</sup> – 56 v<sup>o</sup> des erwähnten *Manuscrit de la Diana*. Der Verfasser († 1728) hat sich an der 1675 in der Mundart der Bresse geschriebenen Komödie «L'enrôlement de Tivan» von Jacques Brossard inspiriert; abgesehen von einigen Abweichungen ist das Stück Dalliers die fast wörtliche Übertragung desjenigen von Brossard in die Mundart von Saint-Etienne. Mit einer umsichtigen Argumentierung datiert es Straka in den Sommer 1712. Es ist in Alexandrinern komponiert.

Für die Mundartgeschichte wesentlich ist der Umstand, daß der Held der Komödie Tiève (Stephan), der sich für den Militärdienst anwerben läßt, bemüht ist, französisch zu sprechen, was ihm freilich nicht gelingt<sup>4</sup>; sein Vetter, seine Gattin und ein Handwerker reden Mundart, während die Militärs selbstverständlich französisch sprechen. V. 87–88 sagt Tiève: «Je veux parler françois. / Quand on est enroulé, faut-il parler patois?» und beweist damit, daß er sich als Soldat seinen Verwandten und Freunden sozial überlegen fühlt. Daraus läßt sich schließen, daß die Angehörigen der oberen Schichten der Gesellschaft im Saint-Etienne des beginnenden 18. Jh.s die Mundart bereits verachteten und das Französische als die überlegene, vornehmere Sprache betrachteten. Das Vorbild Tivan in der Komödie Brossards, 37 Jahre früher, spricht hingegen noch reine Mundart.

4. Kap.: *Poèmes divers de l'abbé Antoine Thiollière* (p. 293–393). Thiollière († 1754) war ein in Saint-Etienne in der Mitte des 18. Jh.s sehr bekannter Gelehrter, der sich auch als Dichter versuchte. Sein bekanntestes Werk ist die *Histoire de la ville et de l'église de Saint-Etienne* (1753). Er ist der Autor einer Anzahl teils in Mundart, teils in Hochsprache verfaßter «Noëls» (cf. 5. Kap.). Straka hat nun eine «Podagrae ludibria» betitelte, 174 Seiten starke Handschrift, die das Datum 1740 trägt, entdeckt; es handelt sich, wie er nachzuweisen vermag, um eine Kopie, die erst 1744 oder später ausgeführt wurde. Darin finden sich 64 Kompositionen aus der Zeit von 1720 bis 1744, darunter die meisten – bereits bekannten – «Noëls», darüber hinaus aber Gelegenheitsgedichte, Fabeln, Epigramme, Sonette, Hymnen und vor allem Satiren: 16 Texte sind in Mundart, 3 lateinisch und 45 französisch geschrieben. In seinen Mundartdichtungen hat Thiollière die verschiedensten Metren verwendet; er erweist sich als «versificateur consciencieux».

5. Kap.: *Les Noëls de l'abbé Antoine Thiollière* (p. 395–474). Zur reichen Dokumen-

<sup>3</sup> Dieses seit 1909 in der «Bibliothèque de la Diana» in Montbrison (Loire) aufbewahrte Manuskript, das nicht vor 1712 zu datieren ist, enthält überdies die Abschrift des Großteils des Werkes Chappelons und am Schluß die Mundartkomödie *Thiève et Liaudène* von ANDRÉ DALLIER, von der im 3. Kap. die Rede ist.

<sup>4</sup> «Tiève ... mélange les deux idiomes, francisant presque toutes les finales et un certain nombre de mots et de formes grammaticales, mais gardant les expressions patoises les plus caractéristiques» (p. 222).

tation und Literatur über die französischen Weihnachtslieder<sup>5</sup> steuert Straka für Saint-Etienne neun mundartliche «Noëls» (710 Verse) aus der Feder Thiollières bei. Diese halbvolkstümliche Literaturgattung, die auf die Mysterien des Mittelalters zurückgehen dürfte, hat in ganz Frankreich vom Ende des 15. bis zum 18. Jh. eine starke Entwicklung erfahren und ein bemerkenswertes Niveau erreicht. Die Edition Strakas fußt auf dem oben erwähnten Manuskript und auf der 1838 von einem unbekanntem Verleger gedruckten Fassung.

6. Kap.: *Le chansonnier Georges Boiron* (p. 475–535). Boiron ist einer der berühmtesten Chansonniers von Saint-Etienne in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s. Graveur seines Zeichens, vor allem aber Liederdichter, lebte er von 1730 bis 1804 (?). Zu seinen Lebzeiten wurden seine Chansons weder gesammelt noch veröffentlicht. Seinem Nefen, Denis Descreux, gelang es, die Abschriften einiger Lieder – im ganzen elf, dazu eine Erzählung in siebensilbigen Vierzeilern *Lou pouvey de l'imaginatioun* – aufzufinden, die er 1837 unter dem Titel *Fragmens des poésies patoises de Maître Boiron, graveur ...* in Saint-Etienne herausgab. Es ist ein Bändchen von 88 Seiten im Format 195 × 132 mm, auf dem die Edition Strakas basiert.

7. Kap.: *Deux chansons anonymes: La Basana et la Marluroun* (p. 537–561). Diese beiden Lieder sind in keiner zeitgenössischen schriftlichen Fixierung auf uns gekommen. Nach rein mündlicher Überlieferung wurden sie Ende des 19. und zu Beginn unseres Jahrhunderts mehrmals auf Flugblättern und Postkarten abgedruckt. Sie figurieren ebenfalls im Werk von J.-F. Gonon, *Histoire de la chanson stéphanoise et forézienne* (1906). – Das erste, *La Basana*, d. h. die Schürze als Symbol des Handwerkers und Arbeiters, schildert das Elend der Arbeiterschaft in den letzten Jahren des Ancien régime und zeigt eine fast sozialistisch zu nennende Inspiration. Tatsächlich hatte die Wirtschaftskrise im Laufe der Jahre 1770–1790 in Saint-Etienne schier unerträgliche Formen angenommen. Bis auf die letzte Strophe, die im 19. Jh. angefügt wurde, dürfte das Lied nicht vor 1783 entstanden sein. – Das zweite ist ein Fastnachtslied; es vermischt in merkwürdiger Weise zwei Themen: die Schilderung der Karnevalsbelustigungen und die Verspottung der Hahnreie, die es allerdings bei diesem Anlasse leicht geben kann.

8. Kap.: *Poème sur la Révolution à Saint-Etienne* (p. 563–691). In den Jahren 1793–1794 wurde auch die Stadt Saint-Etienne von den Revolutionswirren hart betroffen. Die Ereignisse zwischen der Niederlage des Lyoner Aufstandes gegen die Convention und der Mitte des Jahres 1795, als die Zustände sich allmählich normalisierten, beschreibt ein anonymes, bisher unveröffentlichtes Mundartgedicht: *Pouey-mou su la revoulutioun dó nó Thermidot l'an 2 de la Republiqua*. Es dürfte zwischen Juni und September 1795 niedergeschrieben worden sein. Die Autorenfrage ist sehr umstritten. Wer es auch gewesen sein mag, der Verfasser muß ein klassisch gebildeter Mann, wahrscheinlich ein Kleriker, gewesen sein. Vom historischen Standpunkt aus gesehen, ist der Wert dieser Dichtung eher gering zu nennen. Die Versifikation – das Gedicht ist in Alexandrinern abgefaßt – ist korrekt, doch eintönig und arm und hat nichts von der Spontaneität, mit der beispielsweise ein Boiron seine Verse schmiedete. – Es existieren zwei Handschriften: Die erste, vollständige (*Ms. 90*), umfaßt 20 Seiten im Format 270 × 190 mm bzw. 618 Verse und ist eine Kopie, die zwischen 1842 und 1846 geschrieben wurde. Das zweite Manuskript (*Ms. 157*) ist ein Fragment von 346 Versen und ist nicht vor 1810 entstanden. Beide befinden sich in der Stadtbiblio-

<sup>5</sup> Cf. die p. 397–398 von STRAKA zitierte Sekundärliteratur.



thek von Saint-Etienne. Sie weisen erhebliche Divergenzen auf: im Fragment sind Passagen, die im vollständigen Manuskript fehlen. Doch beweist Straka, daß letzteres dem verlorenen Original nähersteht. Die Graphie beider Manuskripte, obgleich nicht identisch, ist mehr oder weniger diejenige, der man in den Texten des 18. Jh.s begegnet, und verrät nichts von den phonetischen und morphologischen Veränderungen, die in der Mundart von Saint-Etienne nach der Revolution festzustellen sind und die im ebenfalls von Straka<sup>6</sup> edierten *Poème contre une mission de 1821* klar zutage treten.

Nach dieser Inhaltsübersicht möchten wir auf einige graphematische Aspekte dieser Texte eingehen. Für die grundsätzliche Abklärung des Verhältnisses von «Graphem und Phonem» liefern sie einige höchst instruktive Beispiele.

1. Der Vokal *ö*<sup>7</sup>. Dieser kann das Ergebnis verschiedenster Lautentwicklungen sein; zu Beginn des 18. Jh.s entsprach der Lautwert der angewendeten Grapheme zweifellos einem *ö* oder zumindest einem zwischen *ö* und *o* liegenden Laut. Chappelon bezeichnet ihn mit dem Graphem *ó*, selten *ô*. Durchgehen wir die wichtigsten Texte des 18. Jh.s, so stellen wir folgende Graphien fest<sup>8</sup>:

a. *Jeu de l'arc*: Graphem *o*, seltener *au*, in folgenden Fällen:

aa. Ergebnisse von primärem oder sekundärem betontem lat. *au*: *choza, enclo, impoza, repo, porou* 'pauvre'; *clo* 'clou', *po* 'peu', *po* 'peur'.

bb. Ergebnisse von betontem lat. *al* [ und *al*]: *goque, qoc*(ün), *to, tau*; *faut, sau, saute, chauffe, haut, trou, autrou, -e*.

cc. Ergebnisse von betontem lat. *o*: *dépo, grossa, o* 'os', *qo* 'coup', *so* 'sou', *to, syto, osito, pluto* (töstu), *drolou*.

dd. Rom. *o*: *defo* < DEFÖRIS, *tu vo* < \*VÖLES; gelehrt *roza*.

ee. Ergebnisse von vlat. *-iǫlu*: *éqeyrio* 'écureuil', *roussinio* 'rossignol'.

ff. Ergebnisse von -(A)EU(S): *dio, adio, Bartamio*.

gg. Ergebnisse von -ĚLLU (+ s): *uzio, uziau* 'oiseau', *chapiau, chatiau, biau*.

hh. Ergebnisse von -ĪLLU (+ s): *chavio* 'cheveux'; ĪLLU > *o, ol, au* (Pers.pron. nom. mask.), DE + ĪLLU > *do*, AD + ĪLLU > *o, au*.

ii. \*SEQUĚRE und Abl.: *siore, ressiore, sio* 'il suit', *ensiota* 'ensuite'; MĚLIUS > *mio*; ŌCULOS > *io*; CŪLU > *quiot*; *mo* 'main', *lendemo* 'lendemain' mit Denasalisierung nach *m*-; usw.

Vergleichen wir diese Graphien, die im Zeitpunkt der Niederschrift des Textes auf keinen Fall mehr einer lautlichen Wirklichkeit entsprachen, mit denen der «frankoprovenzalischen» Skripta, so fällt eine erstaunliche Übereinstimmung auf, besonders was die Scheidung der Grapheme *o* und *au* in den Gruppen aa, bb, cc, dd, ee (LINTĚOLU + s erscheint in der Skripta als *lensols, lencious* oder *lenceuz*) betrifft. Dies beweist, daß Schreibgewohnheiten gewissermaßen latent in einer Region weiterbestehen können, denn eine direkte graphematische Tradition von der mittelalterlichen Skripta zur Mundartliteratur des 17. und 18. Jh.s dürfte wohl kaum anzunehmen sein.

Das Graphem *eu* findet sich in Lehnwörtern aus dem Französischen. In den mundartlichen Entwicklungen bezeichnet es, wie auch in den übrigen Texten, einen kurzen

<sup>6</sup> G. STRAKA, *Poème contre une mission prêchée à Saint-Etienne en 1821*, Paris – Strasbourg 1954.

<sup>7</sup> P. DUPLAY, *La Clà do Parlé Gaga*, Saint-Etienne 1896, transkribiert ihn mit *eu, éu* oder *aô*.

<sup>8</sup> STRAKA hat das Graphem *o* (= *ö*) konsequenterweise in sämtlichen Texten mit einem *accent aigu* versehen.

zwischen *ü* und *ö* liegenden Laut, der niemals mit dem durch *o* oder *au* wiedergegebenen Laut reimt.

b. *Manuscrit de la Diana*: Graphem *ô*, außer in den Gruppen *bb* und *gg*, in denen vornehmlich *au* verwendet wird. Bemerkenswert sind die Graphien *semounô* 'semonneur' und *pourtô* 'porteur' – das Suffix *-ôRE* ergibt in der Regel *-ou*, letztere reimt mit *co*, das als 'cœur' oder 'coups' interpretiert werden kann (Jacques Belle-Mine, v. 140/1).

c. Thiollière: Graphem *ô*, selten *ó*, außer in der Gruppe *bb*, in der auch *au* vorkommt. Die umgekehrte Graphie *vau* für *vó* 'il veut' beweist die Identität der beiden Grapheme. Zum erstenmal tauchen hier die Grapheme *ao*, *aou* auf, die von den Autoren des 19. Jh.s und vor allem von Duplay zur Bezeichnung des Vokals *ö* verwendet werden; z. B.: *vio*, *viao* 'vieux' (in der Skripta *vious*), *aos* 'os', *bos*, *baos* 'bœufs' (in der Skripta *bos*), *vaout* 'il veut' usw.; auch vortonig *aoussy* neben *ossy* usw.

d. *Poème sur la Révolution*, Ms. 90: Graphem *ó*, selten *au*, wobei sich dieses Graphem wohl eher auf eine Anlehnung an die hochsprachliche Schreibweise als auf die lokale Tradition zurückführen läßt. Das Ergebnis des Suffixes *-ôRE* wird wie im Französischen *-eur* geschrieben, außer in *menó*, *chassó*, *accaparó*. – Ms. 157: meistens Graphem *o*, selten *au*, *aü*.

Diese Verhältnisse zeigen sehr schön, mit welcher Beharrlichkeit an traditionellen Graphemen, unter völliger Mißachtung der phonematisch-graphematischen Übereinstimmung, festgehalten werden kann. Das Graphem *eu* war, da es einen andern Laut bezeichnete, blockiert, also wurde weiterhin *o* oder *au* – und dann auch *ao*, *aou* – geschrieben, wobei manche Autoren bzw. Kopisten die besondere Qualität des Vokals mit einem Akzent auf dem *o* zu bezeichnen suchten. Mit der Inkongruenz zwischen manchen Graphemen und Phonemen dürfte es sich auch in den mittelalterlichen Skriptae nicht viel anders verhalten haben.

2. Der Wandel  $\tilde{e} > \tilde{o}$  (wohl über  $\tilde{a}$ ) vor Konsonant und am Wortende ist relativ jung<sup>9</sup>. Auf jeden Fall wird im *Jeu de l'arc* stets *en* geschrieben; die dort vorkommenden Formen *on* 'en' und *onte* 'où' gehen wohl eher auf UNDE als auf INDE zurück. – Im *Manuscrit de la Diana* verwendet der Kopist zwar häufiger das Graphem *en*, vor allem bei Substantiven und Adverbien auf *-ment*, doch sind *-on*-Graphien schon recht zahlreich, z. B. *testamon* neben *testamen*, *geons* neben *gens*, *mechon*, *bon* neben *ben* 'bien' (in der Skripta *bein*), *son* 'sans' usw.; auch in unbetonter Stellung: *deyponsa*, *ontra*, *revondron* usw. – Der Kopist der Werke Thiollières behält hingegen nahezu konsequent die zu seiner Zeit zweifellos archaische Schreibweise *en* bei; nur in fünf Fällen, alle in unbetonter Stellung, schreibt er *bon* neben *ben*, *bien* 'bien', *monton* 'menton', *revondu*, *dépondu*. Diese beiden letzteren Graphien<sup>10</sup> stehen im *Noël I* (1732), das auch Graphien wie *boen*, *beon* 'bien', *meonton* aufweist. Das Graphem *on* reserviert der Kopist in der Regel für etymologisches  $\tilde{o}$ . – In den Liedern des Georges Boiron ist *on* allgemein statt *en* verwendet, ebenso im *Poème sur la Révolution*, Ms. 90, z. B. *on* 'en', *bion* 'bien', *ron* 'rien', *cont* 'cent' usw. Die alte Graphie *en* findet sich nur zweimal in *en* 'en' und *ou ben* 'ou bien', ferner, unter dem Einfluß der hochsprachlichen Orthographie, in *semblent*, *trembla*, *invention*, *licenci* (reimt mit *Franci*, also =  $\tilde{a}$ ), *Couventioun* usw. Der Schreiber des Ms. 157 notiert konsequent *on* oder *oun*. Er verwechselt, wohl aus

<sup>9</sup> Cf. beispielsweise ALLY. 766 (VENTU).

<sup>10</sup> STRAKA, p. 345, stellt irrtümlicherweise *écondu*, Part. perf. von *écondre* < \*EXCONDERE, hierher.

mangelhafter Kenntnis der Mundart, die Graphien für  $\tilde{o}$  und  $\tilde{u}$  (= *oun*, z. B. *boun* < *BONU*, *segoun* < *SECUNDU* usw.); so schreibt er *bioun*, *boun* neben *bion*, *roun* neben *ron* 'rien', *voundre* 'vendre', *mouyouun* 'moyen' usw.

Auch an diesem Fall erweist es sich, wie zählebig ein altes Graphem sein kann und wie zögernd die Schreiber sich entschließen, ihre Graphie der tatsächlichen Lautung anzupassen. Dabei waren sie ja keiner älteren Schreibkonvention verpflichtet in dem Sinne, wie es die mittelalterlichen Schreiber waren. Ihre psychologische Situation war völlig verschieden von der, in der sich letztere befanden, weil sie doch nur das eine Ziel kannten, ihre Mundart möglichst exakt graphisch zu fixieren. Dennoch gelang es ihnen oft nur schwer, sich von konventionellen bzw. archaischen Schreibweisen zu befreien.

Kehren wir nach diesem Exkurs zum rezensierten Werk zurück. Der zweite Band enthält ein exhaustives Glossar von nahezu 2000 Stichwörtern, worin auch die Morphologie zu ihrem Recht kommt. Dank seiner in jeder Beziehung ebenso profunden wie umfassenden Information und Sachkenntnis hat Straka mit diesem Werk das Modell einer mundartlichen Textedition geschaffen. Wir beglückwünschen ihn von Herzen und hoffen zugleich, daß er uns in absehbarer Zeit auch die versprochene Grammatik der Mundart von Saint-Etienne im 18. Jh. schenken möge.

C. Th. G.

\*

HENRI BOURCELOT, *Atlas linguistique et ethnographique de la Champagne et de la Brie*, vol. I: *Le temps – la terre*, Paris (CNRS) 1966.

Der *ALCB*, dessen ersten Band wir hier vorstellen, erscheint im Rahmen der *Atlas linguistiques de la France par régions*, und zwar in der «Série placée sous le patronage de l'Institut Linguistique Régional de l'Université de Dijon». Bei der Planung eines *NALF* hatte Albert Dauzat einen Atlas «Champagne-Lorraine» vorgesehen, und Charles Bruneau hatte dessen Realisierung übernommen. Anlässlich einer von Mario Roques einberufenen Versammlung aller für das *NALF*-Vorhaben Verantwortlichen im März 1956 hatte Robert Lorient vorgeschlagen, Henri Bourcelot mit der Enquête im Département Haute-Marne<sup>1</sup> zu betrauen. Ende desselben Jahres beschloß Lorient, den Atlas auf die Champagne zu beschränken und Bourcelot mit der gesamten Enquête zu beauftragen. Dieser führte sie als alleiniger Explorator in den Jahren 1957 bis 1961 durch. Das 1600 Fragen umfassende Fragebuch entstand aus der Zusammenarbeit mit Jean-Marie Leneuf, dem Lorient – ebenfalls im Jahre 1956 – die Enquête in Burgund anvertraut hatte. Frau Gabrielle Bourcelot, die Gattin des Verfassers, führte die Zeichnungen und die kartographische Darstellung aus<sup>2</sup>.

Die Enquête wurde in 194 Ortschaften – eine bis zwei pro «canton» – veranstaltet im Gebiet, das den zehn historischen «pays» Rémois, Rethélois, Brie française, Gâtinais français, Brie champenoise, Champagne (im engeren Sinn des Namens), Perthois, Vallage, Bassigny und Senonais, bzw. den modernen Départements Ardennes, Seine-

<sup>1</sup> Im Jahre 1955 hatte ihm Bourcelot eine Diplomarbeit *Le vocabulaire de la vie rurale dans la région de Coiffy (Haute-Marne)* vorgelegt, d. h. über die Gegend, aus der der Verfasser stammt.

<sup>2</sup> Man lese die Entwicklungsgeschichte des *ALCB* in *RLiR* 27 (1963), 165–175, nach.



et-Marne, Marne, Aube, Haute-Marne und dem nördlichen Teil der Yonne entspricht. Ferner wurden das Grenzgebiet des Dép. Aisne und die Gegend von Bouillon in Belgien exploriert. Die nachstehende Tabelle gibt einen Begriff von der Netzdichte des *ALCB* im Vergleich mit dem *ALF*:

1. Zahl der Punkte im *ALF*; 2. Zahl der Punkte im *ALCB*; 3. *ALF*-Punkt = *ALCB*-Punkt; 4. Der *ALCB*-Punkt liegt in der Nähe eines *ALF*-Punktes.

	1.	2.	3.	4.
Dép. Ardennes	6	33	1 (Haybes)	5
Belgisches Grenzgebiet	3	4	1 (Bouillon)	1
Grenzgebiet des Dép. Aisne	4	11	1 (Augy)	2
Dép. Marne	6	36	2 (Courtisols, Huiron)	4
Dép. Seine-et-Marne	2	29	1 (Chenou)	1
Norden der Yonne	4	25	2 (Molinons, Maligny)	2
Dép. Aube	7	26	3 (Saint-Etienne, Rosnay-l'Hôpital, Auxon)	4
Dép. Haute-Marne	9	30	2 (Lamancine, Saint-Broingt-les-Fossés)	6
Total	41	194	13	25

Von den auf belgischem Boden liegenden Punkten 9–12 entspricht *ALCB*-Punkt 12 (Muno) dem *ALW*-Punkt Vi. 2. Der *ALW* erfaßt bekanntlich nur zwei Punkte im französischen Dép. Ardennes (Ar. 1 = Chooz und Ar. 2 = Hargnies), die ihrerseits von Bourcelot nicht exploriert wurden. Die Enquête Bruneaus berücksichtigte insgesamt 9 Punkte auf französischem und 4 auf belgischem Boden, die auch von Bourcelot erforscht wurden. – Dialektal gehört der Zipfel von Givet zum wallonischen Bereich<sup>3</sup>, während das übrige Gebiet sich im wesentlichen in zwei große Zonen teilt: das Champagnische des Nordens, mit Mézières und Sedan als wichtigsten Zentren, das Champenois-Briard des Südens, mit Troyes als Hauptstadt. Beide Mundartgruppen beeinflussen sich wechselseitig in einem breiten Streifen, der das Gebiet in Ost–West-Richtung zerschneidet, und konvergieren in Richtung auf Reims. Im Osten, besonders in der Haute-Marne, machen sich lothringische Charakteristika geltend.

Die meisten Karten sind im Maßstab 1:886 000 (Format 31,5 × 48,8 cm) gezeichnet, einige sind auf ein Viertel der Seite reduziert im Maßstab 1:1772 000. Jede Karte enthält gegebenenfalls den Verweis auf die betreffende Karte des *ALF* (bzw. *ALF Suppl.*), des *ALW*, des *ALLY.*, des *ALMC*, des *ALG* und des *AIS*, ferner auf Ch. Bruneau, *Enquête linguistique sur les patois d'Ardenne* (1914), J. Babin, *Les parlers de l'Argonne* (1954), und O. Bloch, *Atlas linguistique des Vosges méridionales* (1914). Die phonetische Transkription ist diejenige des *ALF* mit einigen Retuschen<sup>4</sup>. Auf p. IV–VIII gibt der Verfasser Erläuterungen zur Qualität der Vokale *a*, *i*, *ü*, *u* und der nasalisierten Vokale (Denasalisierungstendenz in den Mundarten der Aisne, der Marne und

<sup>3</sup> Cf. CH. BRUNEAU, *La limite des dialectes wallons, champenois et lorrains en Ardenne*, Paris 1913.

<sup>4</sup> Zum Beispiel:  $\hat{c}$  für den *ich*-Laut und  $\hat{y}$  für dessen stimmhafte Variante, vor allem auftretend in den Affrikaten  $t\hat{c}$  und  $d\hat{y}$  (=  $\hat{c}$  und  $\hat{y}$ ).

der Ardennen), der Konsonanten *r* und *l*. Ausführlich wird die Frage des Tonakzentes behandelt, der in zahlreichen Mundarten des untersuchten Gebietes auf die erste Wortsilbe fällt.

Die K. 1 und 2 bieten die offiziellen Namen der Gemeinden und «cantons», in denen Bourcelot seine Enquête durchgeführt hat. K. 3 gibt die mundartlichen Namen der Gemeinden mit der Bemerkung, diese seien nur noch alten Leuten geläufig, während sie die Jungen, wenn überhaupt, nur im Scherz verwenden. Ähnliches gilt für die K. 4–7, auf denen die mundartlichen Ethnica<sup>5</sup> und Übernamen verzeichnet sind.

Der erste Teil des vorliegenden Bandes betrifft die Meteorologie (K. 8–89) und die Chronologie (K. 90–203) und setzt demnach den dieselben Sachgebiete beschlagenden 3. Bd. des *ALW* nach Süden fort. Zugleich wird ein Vergleich der Ergebnisse beider Atlanten für die von beiden explorierten Gebiete ermöglicht. Ein systematischer Vergleich für den gemeinsamen Punkt Muno (*ALCB*, P. 12, *ALW*, P. Vi. 2) ergab in der großen Mehrzahl der Fälle Übereinstimmung der Formen<sup>6</sup>. Einzig bei der Transkription der Affrikaten notiert Bourcelot konsequent *tč*, *dý*, wo der *ALW* *č* (*tch*), *đ* (*dj*) gibt. An Gegensätzen im Phonetischen stellten wir fest:

<i>ALCB</i> :		<i>ALW</i> :	
vent	K. 10 <i>và</i>	Bd. 3, N 67	<i>vā</i>
'cernée'	K. 65 <i>sèrné<sub>y</sub></i>	Bd. 3, N 15	<i>sèrné</i>
neige	K. 74 <i>nèd<sub>đ</sub></i>	Bd. 3, N 92	<i>něč</i>
année	K. 91 <i>aně<sub>y</sub></i>	Bd. 1, K. 2	<i>aně</i>
juin	K. 110 <i>ǰwě<sub>y</sub></i>	Bd. 3, N 113	<i>žwèǰ</i>
mardi	K. 122 <i>mórdi</i>	Bd. 3, N 123	<i>mārdì</i>
ruelle	K. 318 <i>rúyèl</i>	Bd. 1, K. 87	<i>růèl</i>
eau	K. 315 <i>yó</i> , 35 <i>d iyó</i>	Bd. 1, K. 30	<i>iyòw</i>

Lexikalisch nicht übereinstimmend ist der Ausdruck '(il pleut) à verse':

K. 35 *a buy d iyó* Bd. 3, N 58 *a wašlèy*,

was aber bei einer so stark dem Affekt unterworfenen Wendung nicht verwundert.

Dieser erste Teil enthält neben der linguistischen auch eine reiche volkskundliche Ernte: was das Wetter betrifft, zahlreiche Bauernregeln (Winde, Wolken, Regen und seine Anzeichen, Gewitter, Nebel, Frost, Schnee, Sonne, Mond, Sterne, Jahreszeiten, Monate usw.), was die Feiertage betrifft, Beschreibung der damit zusammenhängenden Bräuche (Epiphanie, Lichtmeß, Karneval, Fastenzeit, Ostern, Wallfahrtsorte, Magie usw.). Diese volkskundliche Ausbeute ist meist auf eigenen Seiten aufgezeichnet, gelegentlich wird sie auch als Kommentar auf den Sprachkarten selbst geboten. Sowohl im Sprachlichen wie im Sachlichen tritt hier der, wenn wir so sagen dürfen, archaische Charakter dieses Atlases zutage. Bemerkungen wie «toutes les formes patoises sont archaïques» und ähnliche Formulierungen, Adverbien wie «naguère», «autrefois» sind häufig. Besonders kraß scheint uns der Fall der Bezeichnungen für 'fallen' (K. 32 'il tombe'), wo die Karte zwar fast überall einen Typus <sup>1</sup>*choir* aufzeigt, Bourcelot jedoch bemerkt: «Le verbe 'choir', déjà défectif, ne s'emploie plus. Il a été

<sup>5</sup> Cf. zu diesen unsere Rezension von H.-J. WOLF, *Die Bildung der französischen Ethnica (Bewohnernamen)*. Genève – Paris 1964, in: *VRom.* 26 (1967), 350–357.

<sup>6</sup> Die Enquête des *ALW* wurde an diesem Punkt 1949/50 durch M. Gester durchgeführt.

remplacé partout par le verbe 'tomber'. Aussi, l'on a rencontré souvent de grandes difficultés pour obtenir cette carte complète.» Der Verfasser führt dabei zu Unrecht das Verbum 'tumé', das, außer in Belgien, die Bedeutung 'renverser' besitzt, auf denselben Ursprung wie *tomber* zurück (cf. *FEW* 17, 384ss., 13/2, 403ss.). Im Sachlichen manifestiert sich eine ähnliche Situation, z. B. K. 23 'l'arbre du temps' (es handelt sich um eine Wolkenformation): «Les réponses à cette question ont été le plus souvent suggérées; les vieillards seuls ont pu confirmer ou infirmer les explications données. Les jeunes n'ont plus à ce sujet que des notions très confuses sauf aux points ...» (d. h. in den Randgebieten im Osten und Süden); oder K. 138 'les feux de carême' «... ont à peu près disparu partout, de même que ceux de la Saint-Jean, de Pâques, de la Saint-Pierre ...» – In manchen Belangen widerspiegeln daher die Karten einen heute nicht mehr existenten oder zum mindesten im Zerfall befindlichen Zustand. Bourcelot weist darauf jeweils ausdrücklich hin, und der Benutzer des *ALCB* wird gut daran tun, die Legende jeder Karte sorgfältig zu lesen.

Im zweiten Teil des Bandes (*La terre*; K. 204–212 *le relief*, K. 213–306 *la terre cultivée*, K. 307–318 *la terre habitée*) ist dieser archaische Zug naturgemäß weniger ausgeprägt, obwohl die modernen Methoden des Ackerbaus die alten Geräte und ihre Bezeichnungen von Tag zu Tag mehr verdrängen. Doch bleibt, beispielsweise, die Tätigkeit des Pflügens auch mit modernen Geräten mehr oder weniger dieselbe. Ihr sind zahlreiche Karten gewidmet: 245 'labourer', 248 'faire le labour préliminaire', 249 'faire le premier labour', 252 'faire le deuxième labour', 253 'faire le troisième labour', 254 'faire le quatrième labour ou un labour spécial', 263 'labourer en commençant par le milieu du champ', 264 'labourer en commençant par les bords du champ', 274 'labourer plus profondément', usw.

Am Schluß des Bandes zieht der Verfasser selbst einige Schlußfolgerungen aus seiner Arbeit, deren wichtigste wir zusammenfassend wiedergeben und zu denen wir, wenn erforderlich, Stellung beziehen möchten. – Die Mundarten der Champagne und der Brie sind seit langer Zeit regressiv, doch vollzog sich diese Regression bis zum Ende des Ersten Weltkriegs äußerst langsam; dann beschleunigte sie sich nicht so sehr unter dem Einfluß der Schule usw. als infolge der Umwälzung der landwirtschaftlichen Strukturen, und zwar, im Vergleich zur allgemeinen Entwicklung, verhältnismäßig langsam. Es scheint nicht, daß die Einwohner eines Dorfes, nicht einmal in der Brie, jemals ihre Mundart plötzlich zugunsten der Hochsprache aufgegeben haben. Beide Idiome haben stets koexistiert, und das Vordringen der Nationalsprache bzw. die Ablösung der eigentlichen Mundart durch ein Regionalfranzösisch ist eine Generationenfrage. Die Mundarten leben also noch, sehr geschwächt im Wortschatz des Geistes- und Gefühlslebens, recht vital noch in den Begriffsfeldern, die die Natur und die Feldarbeit betreffen. Sie sind im landwirtschaftlichen Milieu deshalb am besten erhalten (90% der Gewährleute Bourcelots waren Landwirte). Bei diesen Feststellungen muß man sich aber vergegenwärtigen, daß der Verfasser sich die sehr weite und elastische Definition der Mundart durch Dauzat zu eigen macht: «Est patois tout idiome, langue ou dialecte, socialement déchu, en tant qu'il n'est plus parlé par l'élite intellectuelle, et, subsidiairement, en tant qu'il n'a pas de littérature» (cf. *Introduction*). Wenn man beispielsweise die Karte 126 'vendredi' betrachtet, so wird man ein Vordringen des nationalsprachlichen dreisilbigen Typus 'vendredi' nach Osten, mit zwei Stoßrichtungen nach Nord- und Südosten, feststellen auf Kosten des zweisilbigen Typus 'vârdi', der sich durch das Nichteintreten des Gleitkonsonanten im Fortsetzer von *VENERIS DIES* erklärt. Der phonetische Aspekt mancher Formen des ersteren, wie



*vādèrdi, vādòrdi, vèdrèdi*, mutet zwar mundartlich an, d.h. das Wort ist lautlich den dialektalen Sprechgewohnheiten angepaßt worden, aber es ist doch problematisch, ob man diese Typen als im eigentlichen Sinne mundartlich bezeichnen darf. Im ganzen Westen des Gebietes ist, infolge der frühen Beeinflussung der Mundarten durch die Hochsprache, die Grenze zwischen effektiver Mundart und *français régional* auf jeden Fall nicht leicht zu bestimmen. Andererseits ergeben sich gerade im Lautlichen wesentliche Abweichungen von der Hochsprache, die den champagnischen Idiomen eine gewisse Eigenständigkeit verleihen. Es fallen vor allem auf:

a. Unmittelbar anschließend an die Pariser Gegend, im Dép. Seine-et-Marne, die starke Palatalisierungstendenz, von welcher die Karten des ALF keine Kunde geben; wir begegnen ihr einerseits bei anlautendem *k-*, *g-* vor allen Vokalen, z.B. *tçarèm* 'quarème', *tçáo* 'cahots', *dýgalarn* 'galerie' (cf. FEW 4, 29), *dýé* 'gué', *tçi* 'qui', *tçueé* 'coucher', *tçu d tçu* 'coup de cul', *tçutr* 'coutre' usw.; auch im Auslaut *sòtç* 'soc'; andererseits in der Verbindung von *k*, *g* mit *l* oder *r*: *tçlèr* 'clair', *tçlòe* 'cloche', *dýlàs* 'glace', *vèrdýlà* 'verglas', *édýliz* 'église'; *métçrèdi* 'mercredi', *tçrésèl* bzw. mit Metathese *tçér-*, 'crécelle', ebenso *dýèrzi* 'grésil'.

b. Die Tendenz zur Entnasalisierung im Osten der Dép. Ardennes und Marne.

c. Der Wandel von *-r-* zu *-z-* bzw. *-z-* (=  $\delta$ ) im Südwesten der Aube und im Nordosten der Yonne, der nicht auf die inlautende Stellung (*curé, loup-garou, curette, labourer*) beschränkt ist, sondern ebenso im sekundären (*foire, rivière, charrière, ornière, barrière*) als auch im primären Auslaut (*dormir, fil de fer*) zu beobachten ist. Der ALF belegt diese Entwicklung wohl für die Yonne, nie aber für die Aube.

Dazu gesellt sich die Tatsache, daß die «Champagne» wohl nie eine sprachliche Einheit dargestellt hat, sondern daß sich hier von jeher sprachliche Wellen aus allen Himmelsrichtungen trafen, wie dies zum Beispiel schön aus der K. 230 'la jachère' hervorgeht. Im ganzen Nordosten, d.h. den Dép. Aisne, Marne, Ardennes und dem Osten der Haute-Marne, herrscht der Typus *versaine* (cf. FEW 14, 307), der sich im Lothringischen fortsetzt; im Süden, d.h. den Dép. Aube, Yonne und dem Westen der Haute-Marne, treffen wir den Typus *sombre* (cf. FEW 11, 139b), der burgundisch ist; im Westen, d.h. im Dép. Seine-et-Marne, findet sich der auch hochsprachliche Typus *jachère*<sup>7</sup>.

Bourcelot konstatiert weiterhin, daß die Schwächung der Mundart nicht immer proportional zur Entfernung von Paris steht; so ist, beispielsweise, in Messy (P. 87, Seine-et-Marne) oder in Igny-le-Jard (P. 68, Marne) die Mundart geläufiger als in Renwez (P. 7, Ardennes). Der Zerfall hängt mit der wirtschaftlichen Entwicklung eines Ortes und dem Eindringen nichtbäuerlicher Elemente zusammen. Auch ist innerhalb gewisser Dörfer und Familien die Mundart nicht im gleichen Maße lebendig wie in anderen. Die relative Stabilität der Mundart äußert sich im Wortschatz und in der Syntax. Gelegentlich vermag letztere sich im «hochsprachlichen» Gebrauch durchzusetzen (z.B. *donnez moi ça pour moi manger*)<sup>8</sup>. Im Gegensatz dazu hat sich die Morphologie dem hochsprachlichen Status weitgehend genähert. Daß sich der mundartliche Wortschatz in allen Kreisen in den Fällen am besten hält, wenn die Hochsprache kein genau äquivalentes Wort zur Verfügung stellt, versteht sich von selbst. So zum

<sup>7</sup> Über die erheblichen Verschiedenheiten der mittelalterlichen Skriptae innerhalb der Champagne cf. unsere *Französischen Skriptastudien*, Wien 1967, p. 351–363.

<sup>8</sup> Cf. zu dieser Konstruktion L. REMACLE, *Syntaxe du parler wallon de La Gleize* 2, p. 109ss.

Beispiel bei den Bezeichnungen für einen starken Regenguß: im Süden *rouche*, *rôche*, im Norden *ûlée*, *urée*, *berlée*. Im Bewußtsein der Sprechenden gelten diese Bezeichnungen bereits als «französisch».

Alle Mundarten, einschließlich des *français régional*, besitzen etwa 500 Wörter dieser Art; die besterhaltenen (in den Ardennen und der Haute-Marne) zählen deren etwa 1500–2000. Bourcelot meint, daß man von einem Schatz von 500 Wörtern an von einer Spezialsprache reden dürfe.

Der *ALCB* gibt eine ältere Sprachphase als der *ALF*, weil das Fragebuch den speziellen Bedürfnissen des explorierten Gebietes angepaßt wurde und der Explorator selbst aus dem bäuerlichen Milieu dieses Gebietes stammt. Wir äußerten uns bereits weiter oben über den archaischen Charakter mancher Sprachkarten. Der Forderung, daß ein Sprachatlas das synchrone Bild der Sprache im Augenblick der Aufnahmen liefern solle, entspricht der *ALCB* demnach nur zum Teil. Dennoch müssen wir glücklich sein, daß Bourcelot die Idiome – Wörter und Sachen – seiner engeren und weiteren Heimat registriert hat, bevor es endgültig zu spät ist. Wir gratulieren ihm zu dieser großen Leistung und erwarten mit Spannung die weiteren Bände dieses Regionalatlases.

\*

C. Th. G.

GEORGES et ROBERT LE BIDOIS, *Syntaxe du français moderne*. Deuxième édition, revue et complétée par ROBERT LE BIDOIS, 2 vol., Paris (Picard) 1967, xx + 560 et xi + 794 p.

Quelques années à peine après leur publication, nous dit Robert Le Bidois dans la *Préface* de la deuxième édition, les deux volumes de la *Syntaxe du français moderne*, parus en 1935 et 1938, étaient déjà épuisés. C'est dire avec quelle faveur l'ouvrage avait été accueilli par tous ceux qui s'intéressent à la langue française par goût ou par profession. Il fallut donc songer à en donner une nouvelle édition. Pour diverses raisons, l'ouvrage n'a pu être remanié, comme l'aurait souhaité Robert Le Bidois. Ce n'est donc qu'une réimpression, mais chaque tome est accompagné de *Notes complémentaires*, de 12 pages pour le tome I, et de 13 pour le tome II. Les paragraphes qui font l'objet d'une *Note complémentaire* sont marqués d'un astérisque. Nous signalons en outre que les *Index* analytiques des tomes I et II, ainsi que la liste des *Errata* du tome II ont été complétés. La *Bibliographie*, à la fin du tome II, a été enrichie et mise à jour. Le procédé adopté par Robert Le Bidois présente un inconvénient certain. Il oblige le lecteur à aller du texte aux *Notes complémentaires* ou aux *Additions*. Cependant une considération prime toutes les autres. La réimpression de ce maître livre comble une réelle lacune. Observateurs réalistes de l'usage, Georges et Robert Le Bidois ne sont ni puristes ni laxistes. Ce qui nous a toujours paru un des mérites de cette syntaxe, c'est qu'elle est rédigée dans une langue accessible à tous parce qu'elle s'abstient avec raison de toute nomenclature ésotérique. Cela apparaît clairement dans l'étude du subjonctif qui constitue sans aucun doute un point essentiel de l'ouvrage<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> A ce propos nous comprenons mal que l'étude en tous points remarquable de JOSEPH HANSE, *La valeur modale du subjonctif*, Bruxelles 1960, ne figure ni à la *Bibliographie* ni aux *Additions* relatives au § 820. Le renvoi à cette étude pénétrante écrite dans une langue parfaite aurait été utile aux chercheurs.

Dans le tome II, nous signalons à l'attention du lecteur le livre neuvième consacré à l'ordre des mots (la spécialité de Robert Le Bidois) et les chapitres sur l'accord. L'étude qui porte sur la syntaxe des subordonnées est particulièrement fouillée.

Robert Le Bidois garde ses distances avec les orientations nouvelles de la grammaire. «Les brillantes et audacieuses constructions de la linguistique 'fonctionnelle' et du structuralisme» ne le séduisent pas. Le signataire de ce compte rendu n'a garde de le lui reprocher. Syntaxe descriptive et non normative. Nous relevons avec satisfaction que R. Le Bidois corrige au § 482 des *Notes complémentaires* l'information inexacte de la première édition sur *autrui* sujet. Aux exemples cités par Grevisse et R. Le Bidois on peut en ajouter d'autres relevés sous la plume d'André Siegfried et de Claude Farrère. «Certains croient qu'il est méprisant, je n'en suis pas sûr, et cependant je me sens bien embarrassé de tracer la frontière entre ce respect de la liberté d'autrui qui est le sien et l'absence d'intérêt touchant au dédain qu'il éprouve pour ce qu'autrui pense ou fait dans la vie.» André Siegfried, *L'âme des peuples*, Paris (Hachette) 1950, p. 95. «Verschotte n'était pas de ces hommes qui volent le bien d'autrui. Surtout quand autrui est absent, et que son bien semble s'enfermer soi-même dans un coffre-fort à triple secret.» Claude Farrère, *Job, siècle XX*, Paris (Flammarion) 1949, p. 235. Lire aussi ce que dit Georges Gougenheim à propos d'*autrui* sujet dans le *FM 17* (1949), 35–36, et l'article intéressant d'E. de Ullmann sur *autrui* sujet chez Sartre, *FM 17* (1949), 225–226. On s'étonne donc de lire dans la *Grammaire du français classique et moderne* de R.-L. Wagner et J. Pinchon, Paris 1962, p. 203: «On cite des cas où *autrui* est employé en fonction de sujet par des écrivains modernes. Cette négligence est à éviter.» Cette prétendue négligence se lit déjà chez Agrippa d'Aubigné, chez Montaigne et dans les *Cent Nouvelles nouvelles*. Cf. Georges Gougenheim, *loc. cit.*, et Kr. Nyrop, *Grammaire historique 5*, p. 393–394. Voici du reste un exemple de la seconde moitié du XIX<sup>e</sup> siècle qui confirme l'observation de Georges Gougenheim selon laquelle *autrui* sujet s'oppose généralement à un autre *autrui* de la phrase: «Comment essayer de rechercher le secret de ces rapprochements soudains et vifs, de ces oppositions piquantes, ..., de ces façons délicates de dire autrement qu'autrui, sans qu'autrui en soit choqué?» Marius Topin, *Romanciers contemporains*, Paris (Charpentier) 1876, p. 151 (à propos d'Edmond About).

Personnellement, nous avons toujours lu avec un plaisir tout particulier les §§ 159, 160 et 161 relatifs à l'article partitif et la négation. Voilà une étude syntaxique modèle. Cependant il est permis de se demander si ce qui était évident aux yeux de Racine et de La Fontaine est à la mesure des écrivains de notre temps. A lire sous la plume de grands lettrés des entorses certaines à la règle si finement formulée par Georges et Robert Le Bidois, on peut en douter. «Les petites gens et les simples bourgeois, qui n'ont point chez eux de place à revendre, ne conçoivent pas le mariage hors du lit commun.» Jérôme Carcopino, *La vie quotidienne à Rome à l'apogée de l'empire*, Paris (Hachette) 1939, p. 195. La négation portant sur *à revendre*, il aurait fallu dire ... *de la place à revendre*. La même remarque s'applique à la phrase que voici: «Je n'avais jamais vu de femmes se battre.» Paul Guth, *Le naïf aux 40 enfants*, Paris (Albin Michel) 1955, p. 244. Je n'avais jamais vu *des femmes se battre* correspondrait mieux à l'idée de l'écrivain.

Voici d'autres points positifs qu'il convient de relever: Au § 1213 des *Notes complémentaires* Robert Le Bidois prend la défense du tour *davantage que* dont la langue classique offre de nombreux exemples. *Davantage que* a été admis jusqu'au XVIII<sup>e</sup> siècle. La proscription de ce tour est due à un grammairien de la fin du XVII<sup>e</sup> siècle,



Andry de Boisregard, qui vécut de 1658 à 1742. Cependant la règle selon laquelle *davantage* ne peut s'employer avec *que* est le type d'une de ces fausses règles dénoncées par Ferdinand Brunot. Seul un petit nombre de grammairiens continuent aujourd'hui encore à la défendre. Ce sont G. Michaut et P. Schricke, *Grammaire française*, Paris 1934, p. 497; G. Cayrou – P. Laurent – M<sup>lle</sup> J. Lods, *Le français d'aujourd'hui*, Paris 1948, p. 232; Adolphe V. Thomas, *Dictionnaire des difficultés de la langue française*, Paris 1956, p. 114, et les auteurs de la *Grammaire Larousse du français contemporain*, Paris 1964, p. 423–424. Cf. à ce propos l'article substantiel de Maurice Grevisse, *Problèmes de langage 3*, Lausanne 1964, p. 25–37, et celui de Gabriel Timmory, « *Davantage que* » ou la *proscription inutile*, *Vie et Langage 14* (1965), 198–199.

Nous avons plaisir à constater que dans la *Note complémentaire* du § 1419 Robert Le Bidois affirme résolument la possibilité d'employer *jusqu'à ce que* avec l'indicatif quand on veut insister sur la réalité du fait passé. Même de nos jours l'emploi de l'indicatif après cette conjonction est plus fréquent qu'on ne croit généralement. Au § 1419bis les auteurs tentent d'expliquer l'emploi mécanique du subjonctif après *jusqu'à ce que* par un fait d'analogie avec les phrases dont l'orientation donne sur l'avenir (*avant que*). Que nous ayons affaire à un fait d'analogie, on ne saurait en douter. Cependant, ne serait-il pas dû plutôt à la plus grande fréquence des phrases qui expriment une intention ou une éventualité? Au cours de nos lectures nous avons été frappé par la rareté relative des subordonnées introduites par *jusqu'à ce que* exprimant un fait accompli. Voici du reste quatre nouveaux exemples de l'emploi de l'indicatif après *jusqu'à ce que*. Ils prouvent – n'en déplaise à certains défenseurs du français – que les auteurs modernes savent encore se servir de cette ressource utile de la langue. « Il courut toute la nuit, sans une trêve, jusqu'à ce que ses pauvres pattes enflées et raides se dérobaient sous son corps le jetèrent sur le sol, loque inerte, à quelques pas d'une source où il roula inconscient, à demi mort, sans un regard et sans une plainte. » Louis Pergaud, *De Goupil à Margot*, Paris (Ditis) 1958, p. 39. « Cochbas sentait sa voix se sécher dans sa gorge, tant il y avait d'atroce ironie dans le contraste que formaient ces évocations grandioses avec le spectacle qui se déroulait à leurs pieds. Jusqu'à ce que le chauffeur, par un discret appel de trompe, leur eut fourni un prétexte que ni l'un ni l'autre n'eût osé faire naître pour regagner l'automobile, ils ne surent plus que garder le silence devant ce gigantesque sépulcre blanchi. » Pierre Benoit, *Le puits de Jacob*, Paris (Albin Michel) 1925, p. 164. « Nous grimpâmes sur le mur et marchâmes dessus jusqu'à ce que nous eûmes atteint la Tour Conique. » Pierre Benoit, *Seigneur, j'ai tout prévu*, Genève – Paris (La Palatine) 1943, p. 55. « Elle se montra dans ses propos plus réservée, plus réticente, jusqu'à ce qu'un jour où, prenant congé, elle ne put se retenir d'éclater en sanglots, en murmurant: ... » Pierre Benoit, *Fabrice*, Paris (Albin Michel) 1956, p. 256–257.

Le § 1423 relatif à *après que* et le subjonctif mérite une mention spéciale. Que Robert Le Bidois se rassure! Le tir de barrage effectué par les chroniqueurs de langue pour enrayer les progrès de ce solécisme n'a sans doute pas été inutile, si l'on juge par les journaux français et suisses français. Comment ne pas voir en effet que si le subjonctif après *après que* se généralisait, le français perdrait la possibilité de nuancer avec bonheur des rapports de temporalité fort utiles? C'est que le subjonctif n'a que quatre temps dont deux tombent de plus en plus en désuétude alors que l'indicatif en a dix, en comptant les futurs dans le passé. Voici une phrase du journal *Le Monde* du 27 avril 1968, en première page, col. 1. Elle montre à l'évidence ce qui est en jeu.

«Les hommes qui ont fomenté l'attentat [contre le colonel Boumediène] ont peut-être pensé que leur succès provoquerait dans le pays un mouvement en leur faveur et que la rue imposerait un changement de régime après qu'ils en auraient supprimé le chef.» L'action de la proposition temporelle étant antérieure aux deux complétives au futur dans le passé, le futur antérieur dans le passé est d'une correction absolue. Le plus-que-parfait du subjonctif correspondant au futur antérieur dans le passé, l'éditorialiste du *Monde* aurait donc dû écrire – selon les partisans d'une généralisation du subjonctif après *après que* –: «après qu'ils en eussent supprimé le chef» ou plutôt: «après qu'ils en aient supprimé le chef». Or, cette correspondance n'est pas tellement évidente qu'on n'ait aucune hésitation sur le sens de cette phrase. Pour les curieux des problèmes de syntaxe nous signalons un article récent sur le subjonctif après *après que* paru dans la revue *Le français dans le monde*, juillet/août 1967, p. 20–22. Toutes les interprétations que donne Marcel Barral de certains exemples dans lesquels *après que* s'emploie avec le subjonctif ne sont pas convaincantes. En outre il aurait fallu dire que le prétendu lien logique que – selon Marcel Barral – le subjonctif après *après que* permettrait d'établir entre les faits est un phénomène d'évolution tout à fait récent. Rien ne permet d'affirmer que «la langue a retrouvé» ce moyen d'expression.

Il va de soi qu'on peut n'être pas toujours d'accord avec les auteurs de cette syntaxe. Nous allons signaler quelques points qui nous ont arrêtés.

§ 111: S'il est vrai que l'on dit généralement *en Languedoc*, il ne paraît pas que «la langue évite d'instinct le mauvais son que produirait 'dans le Languedoc'». En voici quelques exemples: «Double soulèvement dans le Languedoc, celui de Trencavel, fils du dernier vicomte de Béziers, celui de Raymond VII de Toulouse.» Ferdinand Lot, *La France des origines à la guerre de Cent ans*, Paris 1941, p. 145. «Rome et la Gaule étaient à la merci des vainqueurs, qui s'étaient répandus, les uns dans le Languedoc et l'Espagne, les autres en Celtique et en Belgique.» Léon Mirot, *Manuel de géographie historique de la France I*, Paris 1947, p. 16. «La partie méridionale du Massif Central a été classée par nous dans le Languedoc, auquel elle demeure historiquement rattachée.» Adrien Robinet de Clery, *La France contemporaine*, München (Hueber) 1958, p. 77. – On sait qu'une détermination jointe à un nom de pays entraîne le remplacement de *en* par *dans* suivi de l'article (§ 109). Pourquoi cette règle ne s'appliquerait-elle pas au cas du Languedoc? «Quelques mois après la mort de Henri II, les bandes du sieur de Mauvans saccageront la Provence, et, dans le Languedoc oriental, les lieutenants du connétable, Villars et Joyeuse, raseront les maisons des gentilshommes sans pouvoir y établir une tranquillité durable.» Lucien Romier, *Le royaume de Catherine de Médicis I*, Paris 1922, p. 220–221. Cependant, il importe de signaler que dans la langue actuelle la règle mentionnée ci-dessus est de moins en moins observée. Dans une nouvelle édition il faudrait dire un mot de l'avance nette qu'a prise *en* sur *dans* devant les noms de pays suivis ou non d'une détermination. Des exemples tels que *habiter dans l'Italie du Nord* (§ 109) et *Je vais dans l'Afrique méridionale* (exemple cité par Gustave Guillaume, *Le problème de l'article et sa solution dans la langue française*, Paris 1919, p. 293) ne reflètent pas l'usage actuel. «La qualité momentanément jointe aux noms de pays féminins» – on ne voit pas pourquoi cette règle ne vaut que pour les noms de pays féminins – n'entraîne plus «le remplacement de *en* suivi de zéro par *dans* suivi de l'article» (Guillaume, *loc. cit.*)<sup>2</sup>. «Nous avons perdu un peu de terrain

<sup>2</sup> P. 292, Remarque I, Guillaume affirme qu'on dit *dans l'Inde* et non *en Inde*.

en Amérique du Sud et, depuis la fermeture du rideau de fer, des lecteurs, jusqu'alors fidèles, en Europe orientale.» André Maurois, *Portrait de la France et des Français*, Paris (Hachette) 1955, p. 132. «Les sectes issues d'Angleterre ou des Etats-Unis trouvent en Suisse romande un terrain de développement favorable.» André Siegfried, *La Suisse démocratie-témoin*, Boudry (La Baconnière) 1948, p. 61.

Le § 631 aurait besoin d'une *Note complémentaire*. *Quel* continue à être employé comme nominal. Il peut être sujet et complément quoi qu'en dise Paul Robert, vol. 5, p. 716, première colonne. «Quelle de ses craintes, d'ailleurs absurdes, s'était réalisée?» Abel Hermant, *La Reposée*, Paris (Flammarion) 1937, p. 11. «Quelle de nos gloires d'aujourd'hui que l'on voit se faner si vite, sera encore lumineuse?» Emile Henriot dans *Le Monde* du 13 février 1957, p. 7. «Quel des deux emplois est le plus ancien, le plus légitime?» André Thérive, *Procès de langage*, Paris (Stock) 1962, p. 223<sup>3</sup>. «Quelle de ces époques eût-il fallu choisir pour y être heureux, y mieux vivre?» Emile Henriot dans *Le Monde* du 15 juin 1960, p. 9. «Dès que commence l'Encyclopédie, on peut voir vers quelle de ces nuances tire Diderot.» Drieu la Rochelle, *Diderot*, dans: *Tableau de la littérature française*, Paris (Gallimard) 1939, p. 333.

§ 633: La condamnation du tour *qui des deux* ne laisse pas d'étonner. Nos auteurs donnent la préférence à *lequel des deux*. A en croire Charles Bruneau, qui cite un seul exemple emprunté à Molière, *qui pour lequel* a vieilli<sup>4</sup>. Cependant, nous avons recueilli une cinquantaine d'exemples dans lesquels *qui* est employé au sens de *lequel*. Ces exemples vont du XVIII<sup>e</sup> au XX<sup>e</sup> siècle. Bescherelle, *Grammaire nationale*, Paris 1838, p. 440, a certainement raison en écrivant: «Ainsi donc, en parlant des personnes, on peut dire qui ou lequel: Qui ou lequel passera de nous deux? qui ou lequel est le plus heureux, du sage ou du dévot? etc.» En voici quelques exemples: «Elle dansa devant Melvil, ambassadeur de la reine d'Ecosse, et lui demanda qui d'elle ou de Marie Stuart dansait le mieux.» M. Prevost-Paradol, *Elisabeth et Henri IV, 1595–1598*, Paris (Michel Lévy frères) 1863, p. 177. «Qui des deux, d'Arsène et de Peki, disait la vérité?» Henri Lavedan, *Le bon temps*, Supplément à l'*Illustration* du 3 mars 1906, p. 159. «Je me demande souvent, Maurice, pourquoi je vous ai épousé! Qui de nous deux a eu le plus tort?» Edmond Jaloux, *Fumées dans la campagne*, Paris (Renaissance du livre) 1918, p. 88. «A votre idée, d'elle ou de lui, qui a pris l'initiative de ce départ?» Pierre Benoit, *Fabrice*, Paris (Albin Michel) 1956, p. 67.

§ 835 et 1269: «Que l'antéposition de la complétive amène toujours dans celle-ci l'emploi du subjonctif, c'est une chose entendue.» Les lecteurs des chroniques de langue du *Monde* savent qu'à la suite de Maurice Grevisse, *Le Bon Usage*, § 1002,

---

C'était vrai à l'époque où il composait son ouvrage, ce n'est plus vrai aujourd'hui. Il suffit de jeter un regard dans les colonnes du *Monde* pour s'en convaincre. «Nouvelles manifestations estudiantines en Inde.» *Le Monde* du 19 octobre 1966, p. 2. «... le primat du bolchevisme (et de l'U. R. S. S.) est menacé, toute expérience de réformes, en Inde, en Egypte, en Suède, en Afrique, à Cuba, pouvant être assimilée à une voie originale.» Jean Laloy, *Entre guerres et paix, 1945–1965*, Paris (Plon) 1966, p. 202.

<sup>3</sup> Un second exemple emprunté à André Thérive est cité dans notre article sur les interrogatifs *quel* et *lequel* paru dans *VRom. 14*, (1954–1955), 66. Voir aussi les exemples cités par MAURICE GREVISSE, *Le Bon Usage*, § 577 Hist.

<sup>4</sup> FERDINAND BRUNOT et CHARLES BRUNEAU, *Précis de grammaire historique de la langue française*, Paris 1949, p. 525.



Robert Le Bidois a fort bien démontré (voir le *Monde* du 25 novembre 1967) que quand une subordonnée introduite par *que* est placée en tête de la phrase, son verbe se met parfois à l'indicatif. La subordonnée ainsi construite souligne la réalité du fait. Pour illustrer ce fait nous ne saurions donner de meilleur exemple que celui qu'a déniché Maurice Grevisse chez le maître écrivain André François-Poncet. «Qu'un jour viendrait où les travailleurs des entreprises étatisées, les travailleurs du secteur public feraient grève pour obtenir d'être aussi bien traités que les travailleurs du secteur privé, voilà ce que les partisans des nationalisations n'avaient certainement pas prévu!» *Au fil des jours, propos d'un libéral, 1962-1965*, Paris (Flammarion) 1966, p. 38. C'est dommage que Robert Le Bidois n'ait pas songé à corriger dans une note complémentaire ce qu'il y a d'excessif dans l'opinion émise au § 1269. Cette correction figurera sans doute dans *Problèmes de langue*, titre d'un ouvrage que Robert Le Bidois est en train de préparer et qui réunira ses chroniques du *Monde*, choisies, revues et classées. Il sera un complément indispensable à la *Syntaxe du français moderne*. Notons en passant qu'Eugen Lerch se trompe en affirmant que l'indicatif dans une subordonnée introduite par *que* et énoncée avant la principale est attesté au plus tard chez Bossuet, cf. *Historische französische Syntax 2*, Leipzig 1929, p. 91.

§ 1624: Dans ce paragraphe nos auteurs citent une phrase de Zola qu'ils ont empruntée à Kr. Sandfeld, *Syntaxe du français contemporain 2*, Paris 1936, p. 338. La voici: «Et si, tentée, elle regardait, et qu'il ne fût pas là, elle en était toute triste, jusqu'au lendemain.» Emile Zola, *Le rêve*, Paris (Fasquelle) 1898, p. 129. Sur la foi du syntacticien danois, Georges et Robert Le Bidois classent cette phrase parmi les propositions conditionnelles. Or, à y regarder de près, on constate qu'il s'agit d'une proposition temporelle introduite par *si* au sens de *toutes les fois que*. Pour s'en convaincre il suffit de se reporter au contexte. Cette phrase trouverait donc sa place au § 1591 où il est question de *si = chaque fois que*. Il n'est donc pas exact que «c'est seulement en phrase hypothétique [...] que *et si* est remplaçable par *et que* devant la coordonnée» (§ 1625). Nous notons que le dictionnaire Robert lui aussi s'est trompé sur le sens de cette phrase d'Emile Zola (voir au mot *que*, p. 712, F.). C'est sans doute par analogie avec les types de phrase où une subordonnée hypothétique secondaire introduite par *que* complète la première que Zola a employé le subjonctif dans la seconde subordonnée temporelle. Emploi non justifié sans doute mais qu'on retrouve ailleurs. Ce fait de syntaxe a échappé, sauf erreur, à l'attention de R.-L. Wagner, *Les phrases hypothétiques commençant par «si» dans la langue française, des origines à la fin du XVI<sup>e</sup> siècle*, Paris 1939, p. 485s., ainsi qu'à J. Damourette et E. Pichon, *EGLF 5*, Paris 1936, § 1948. En voici quelques exemples: «S'il allait voir une manufacture, et qu'un ouvrage attirât plus ses regards qu'un autre, on lui en faisait présent le lendemain.» Voltaire, *Œuvres historiques: Le czar Pierre le Grand*, Paris (Pléiade) 1962, p. 332. «On ne lui connaissait pas de maîtresse. Très discret, s'il saluait d'un signe de la main ou d'un sourire quelque jolie impure, passant au Bois, la tête encadrée dans la glace de son petit coupé, et qu'on lui poussât le coude, avec un air interrogateur, il faisait aussitôt une mine sérieuse et disait: ...» Georges Ohnet, *Lise Fleuron*, Paris (Ollendorff) 1884, p. 106. «Si l'un d'eux, plein d'impudence, s'asseyait à soixante pas, et que je m'arrêtasse, et que je prisse sur le mort une des deux carabines que j'y avais fixées, au moment où j'allais tirer, le loup devenait un but mobile sur lequel je ne me souciais plus de gaspiller une cartouche.» M. Constantin-Weyer, *Un homme se penche sur son passé*, Paris (Rieder) 1929, p. 105. En voici un dernier exemple où l'adverbe *parfois* souligne le caractère temporel de la subordonnée: «Il avait peur et

horreur de Berthe, comme d'un reptile, comme d'un monstre. Si parfois ils se trouvaient seuls et qu'elle l'embrassât, il frissonnait de la tête aux pieds.» Emile Gaboriau, *Le crime d'Orcival*, Paris (Fayard) 1913, p. 263. On remarquera que dans tous les exemples cités, le verbe de la principale est à l'imparfait d'habitude comme dans cette phrase de Paul Bourget: «Le soir, si je rentrais un peu après mon heure habituelle, je le trouvais tout soucieux, persuadé qu'il m'était arrivé un malheur.» *André Cornélis*, Paris (Lemerre) 1886, p. 134.

§ 1625 bis: «..., la donnée hypothétique coordonnée par *et que* [autrefois *et tout seul*], se met toujours au subjonctif.» Affirmation trop absolue qu'on s'étonne de voir reproduite sans aucune modification. La langue populaire n'est pas seule à employer en pareil cas l'indicatif. Il est intéressant de noter que dans son étude *La valeur modale du subjonctif*, Bruxelles 1960, p. 24, Joseph Hanse affirme que l'usage courant se montre réfractaire à l'emploi du subjonctif après *et que* introduisant une seconde proposition conditionnelle. Lire ce que disent à ce propos Damourette et Pichon, *EGLF 5*, Paris 1936, § 1948, et R.-L. Wagner, *op. cit.*, p. 485, et en dernier lieu Gaston Mauger, *Grammaire pratique du français d'aujourd'hui*, Paris (Hachette) 1968, § 760. Que l'indicatif dans la subordonnée hypothétique secondaire soit plus fréquent que ne pensent nos auteurs, Maurice Grevisse le prouve par de nombreux exemples tirés d'auteurs du XX<sup>e</sup> siècle. Cf. *Le bon usage*, § 1082.

§ 396: «Le nominal aucun, aucune ne s'emploie plus au singulier qu'en rôle d'adjectif; il faut nécessairement qu'il s'appuie soit à un nom ..., soit à un représentant de nom.» A en croire nos auteurs, «on ne dirait plus, de nos jours, comme au temps de Corneille: 'Que chacun se retire, et qu'aucun n'entre ici' *Cinna*, II, 1.» Or, Sandfeld, *op. cit. 1*, Paris 1928, § 247, cite des exemples de Marcel Prévost, Lichtenberger, Duhamel et Gaston Paris où *aucun* s'emploie comme nominal sujet. Cf. aussi les exemples que fournit Paul Robert au mot *aucun*. Nous avons noté nous-même l'exemple que voici: «Tous avaient essayé de la séduire; aucun, disait-on, n'avait réussi.» Guy de Maupassant, *Notre cœur*, dans *Romans*, Paris (Albin Michel) 1959, p. 1212.

Suivent quelques observations relatives à des lacunes que nous avons constatées. Aux §§ 390, 394, 399 et 405, où l'on parle du sens positif des nominaux *personne*, *aucun*, *nul* et *rien*, il aurait été utile de rappeler le rôle joué par les conjonctions *sans que* et *avant que* qui n'admettent pas l'emploi de *ne*. Voir la chronique du *Monde* du 30 décembre 1964 et la mise en garde de l'Académie française du 28 mars 1966. Aux exemples que nous avons cités dans notre article sur *sans que* et la négation<sup>5</sup> nous joignons l'exemple suivant: «Vous êtes à l'âge où un homme peut s'accorder une amie sans que nul y trouve à redire.»<sup>6</sup> François de Curel, *L'invitée*, II, X, p. 87 (*Théâtre complet III*), Paris (Albin Michel) 1931.

<sup>5</sup> *VRom. 19* (1961), 300–318.

<sup>6</sup> Nous comprenons mal l'indulgence dont fait preuve René GeorGIN à l'égard de *ne* après *sans que nul* et *sans que ni*. Voir *Consultations de grammaire, de vocabulaire et de style*, Paris (Editions sociales françaises) 1964, p. 142. Nous estimons que l'exemple suivant est d'une langue plus correcte que celui de José Cabanis cité par René GeorGIN: «Et il s'élança vers l'appartement de la reine, sans que ni le vieillard ni l'eunuque pussent le retenir.» Anatole France, *Balthazar*, Paris (Calmann-Lévy) 1917, p. 19. Au § 1799, 2<sup>o</sup> c, consacré à *ni* non accompagné d'une autre négation, on cherche en vain un exemple avec *sans que ni*.

§ 468: Il faudrait dire que l'indéfini *maint* s'emploie encore aujourd'hui comme nominal. Nous l'avons trouvé sous la plume d'Albert Dauzat, Julien Benda et Daniel-Rops. Maurice Grevisse le signale en outre chez Verlaine et Duhamel (*Le bon usage*, § 456). «Pourtant ce serait fausser le sens des mots que de dire méconnu celui que, de Claudel à Gide, de Mauriac à G. Marcel, maints des premiers esprits de notre temps estimèrent comme un de leurs pairs.» Daniel-Rops, dans Charles du Bos, *La comtesse de Noailles et le climat du génie*, Paris (Table Ronde) 1949, p. 14.

§ 1298 bis: Nos auteurs oublient de dire qu'on trouve aussi le subjonctif «lorsqu'un verbe signifiant 'penser' ou un verbe de perception à l'infinitif est construit avec un verbe ou une locution de caractère affectif»<sup>7</sup>. En voici quelques exemples: «Lorsqu'on lit dans Plutarque le récit de la mort de César, on a le cœur serré de voir que personne n'ait essayé de le défendre.» Gaston Boissier, *Cicéron et ses amis*, Paris (Hachette) 1899, p. 203. «Je suis heureux de voir que vous preniez autant de souci pour mon fils, ...» Gaston Boissier, *op. cit.*, p. 200. «Je tremblais d'apprendre qu'à cette nouvelle Valentin se fût tué.» Paul Bourget, *Physiologie de l'amour moderne*, Paris (Lemerre) 1891, p. 236. «Mais je me noircirais inutilement en laissant entendre que la disparition du père de mon enfant m'ait laissée froide.» Pierre Benoit, *Alberte*, Paris (Albin Michel) 1926, p. 32/33. «Je m'étonne et m'amuse à penser que j'aie éprouvé un premier sentiment de responsabilité devant ces enfants qui me prenaient pour guide.» René Boylesve, *La jeune fille bien élevée*, Paris (Calmann-Lévy) 1930, p. 53. «Je m'étonne seulement de penser que M. de Régnier ait si négligemment remis de donner Aix pour scène à l'un de ses derniers romans.» Emile Henriot, *En Provence*, Paris (Plon) 1953, p. 11. «On est étonné de voir que la France qui a toujours défendu la paix ne se soit pas associée aux efforts entrepris par les Anglo-Saxons pour liquider la guerre froide qui est aussi stupide que dangereuse.» René Payot dans *Le Journal de Genève* du 27-28 juillet 1963, en première page.

Dans sa chronique du *Monde* du 4 mai 1961, p. 8, Robert Le Bidois a dit d'une façon fort claire les raisons pourquoi *le fait que* régit tantôt le subjonctif tantôt l'indicatif. Comme ce tour a pris une grande extension dans le français du XX<sup>e</sup> siècle, témoin l'étude de Einar Ronsjö, *Le mode du verbe dans les propositions complétives introduites par le fait que*, *MSpr.* 60 (1966), 305-319, on s'étonne que la *Syntaxe du français moderne* le passe sous silence. Il aurait été intéressant d'apprendre ce qu'un syntacticien aussi avisé que Robert Le Bidois pense des idées émises par Einar Ronsjö sur le subjonctif après *le fait que*. Pour rendre compte du subjonctif dans la complétive introduite par *le fait que* Einar Ronsjö s'inspire de la théorie du subjonctif du sujet psychologique chère à Moritz Regula. Inutile de dire qu'elle cadre fort mal avec l'explication donnée par Robert Le Bidois.

Quant à la *Bibliographie* nous relevons l'absence d'un ouvrage tel que celui de Paul Imbs, *L'emploi des temps verbaux en français moderne. Essai de grammaire descriptive*, Paris 1960. Le nombre de pages des ouvrages n'est pas toujours indiqué. Quelquefois il existe une édition plus récente. C'est le cas du *Précis de grammaire historique de la langue française* de Ferdinand Brunot et de Charles Bruneau dont il a paru en 1956 une 4<sup>e</sup> édition entièrement refondue. Voici pour finir deux menues erreurs. L'auteur de *La grammaire*, n° 788 de la collection *Que sais-je?*, s'appelle Pierre Guiraud et non Paul. L'ouvrage de Félix Boillot, *Psychologie de la construction dans la phrase française moderne* est de 1930 et non de 1933.

<sup>7</sup> Georges Gougenheim, *Système grammatical de la langue française*, Paris 1939, p. 199.



Ces remarques n'enlèvent rien à l'ouvrage admirable de Georges et Robert Le Bidois. Il est, sans aucun doute, l'un des classiques de la philologie française.

Hugo Glättli

\*

JOANA LOPES ALVES, *A linguagem dos pescadores da Ericeira*. Prefácio de Luís F. LINDLEY CINTRA, Lisboa (Junta Distrital de Lisboa) 1965, xi + 258 p., 96 fig.

A Ericeira, a que se dedica este estudo, é uma povoação do concelho de Mafra e dista 42 km. de Lisboa. O seu falar pertence à modalidade extremenha.

O presente trabalho faz parte da série de monografias etnográfico-dialectais que desde mais ou menos dois decénios se vão elaborando e, em parte, publicando como dissertações de licenciatura nas Faculdades de Letras das Universidades de Coimbra e de Lisboa sob a direcção dos professores Manuel de Paiva Boléo e Luís F. Lindley Cintra. A autora consegue dar-nos nele uma imagem viva e fiel da dura vida dos pescadores ericeirenses vista através do prisma da linguagem que lhes é própria.

Consta este estudo de uma introdução geográfico-histórica (p. 1–18), de uma parte etnográfica (p. 19–142), de uma parte linguística (p. 143–236), da bibliografia p. 237–241) e dos índices das gravuras e do texto (p. 243–258).

Da introdução geográfico-histórica resulta claramente a importância piscatória e comercial que esta vila teve nos séculos passados. Tanto mais é de lamentar, senão a falta de um apêndice com todos os documentos históricos que dizem respeito à Ericeira, como os forais publicados nos *Portugaliae Monumenta Historica, Leges*, p. 620–621, e no *Livro de Foraes Novos da Estremadura*, pelo menos a do relativo glossário. A mesma autora, examinando brevemente os forais citados (p. 14–15), reconhece implicitamente o interesse que poderia ter a comparação deste glossário com o de palavras hodiernas que ela publica (p. 193–236). Não esqueçamos que a Ericeira é ainda hoje uma importante estância de despacho de crustáceos (p. 16).

Na parte etnográfica descrevem-se sucessivamente o pescador ericeirense (p. 21–23), a casa e os costumes (p. 25–52) – convém salientar aqui as receitas da *caudêrada*, da *sopa de lagoista*, da *selada de lagoista* e da *caneja d'infundice* (p. 33–34), e o sistema de fórmulas de tratamento (p. 39–40), assaz complicado –, a pesca, os aparelhos de pesca antigos e modernos e a lancha (p. 53–88), o trabalho da mulher (p. 89–90), o arrancar do golfo (p. 91–93), analisam-se os nomes próprios (p. 95–113) e, finalmente, apresenta-se uma colheita de textos ericeirenses modernos (p. 129–142). É uma pena que, no capítulo da pesca, o leitor curioso nada possa chegar a saber sobre a origem das armações de sardinha à valenciana e que também seja defraudado da descrição da *chata*. Além disso, a descrição da rede do linguado (p. 56–57) e a relativa figura (n.º 44) não são muito claras (os adjectivos *inferior* e *superior* da p. 57 parecem trocados). Falando no interior da lancha a autora esqueceu-se de nos dizer se este tipo de barco tem costelas, como supomos, ou não. O *lemi* não «se apoia no *cosso da popa*» (p. 67), mas sim é fixado a este por meio de dois espigões. Na figura do interior da lancha (n.º 61) falta no primeiro banco o buraco para o mastro. À lista das alcunhas individuais (p. 96) é preciso acrescentar *Garamanha*, citado nas p. 43 e 147.

No apêndice do capítulo dos nomes próprios, além de um mapa dos lances da rede de pé (p. 128), Joana Lopes Alves publica um notável roteiro de pedras da costa da Ericeira (p. 115–127), porém fundamentalmente distinto dos famosos roteiros portu-

gueses da carreira da Índia, assinalando estes o andamento das costas, as conhecenças e os fundeadouros, enquanto que aquele só serve para reconhecer a posição das *pedras perigosas* à navegação piscatória, posição que coincide com o ponto de intercepção de dois raios visuais dirigidos para dois pontos altos do interior que estejam, respectivamente, no enfiamento de dois pontos à beira-mar. Este último tipo de roteiro, muito raro<sup>1</sup>, interessa aos linguistas sobretudo pela sua rica toponímia. Tanto mais achamos estranho que a autora não tenha recolhido na sua lista (p. 98–112) todos os topónimos que aparecem no dito roteiro: por exemplo, faltam a *mama do chumbo* (p. 121) e a *láge do camalhual* (p. 125), como também faltam vários topónimos citados no mapa dos lances da rede de pé (*Estombadouros* [n.º 24] e *Pedra do José Hóme* [n.º 22]).

A parte linguística revela-se muito incompleta e cheia de imprecisões, gralhas e inconsequências gráficas. Não se percebe porquê umas vezes se adopta o alfabeto fonético que se diz aqui «utilizado» (p. 147–148), outras o alfabeto do português padrão; nem porquê no glossário as palavras se dão ora na forma da língua padrão ora na do falar ericeirense: a autora escreve, por exemplo, *abio* 'avio', mas *aviar*, quando na p. 74 já deu a forma *abiar*; ou então *besugo* e *leiteiro*, que na fala dos ericeirenses se pronunciam *besuqui* e *leitêro* (p. 85), ao lado de *bibêro*, correspondente ao português padrão *viveiro*.

A fonética deste falar extremenho é muito interessante por nele conviver, como observa Lindley Cintra no seu prefácio (p. VIII–IX), traços fonéticos característicos dos dialectos do Norte – por exemplo, a ditongação de *ã* tónico seguido de consoante – e dos do Sul – por exemplo, a monotongação de *-ei-*, o que pode levar à hipótese de uma imigração de povoadores nortenhos.

Notável achamos também *ẽživv* por *gengiva* (§ 47.1, p. 165). A desapareição do *g* em *irmão* < GERMANU poderia explicar-se assim como dialectalismo.

Permitam-se-nos agora alguns reparos e algumas achegas à parte linguística. Numa obra científica frases como: «Quanto à entoação, parece haver analogia com outras regiões marítimas» (p. 149; o sublinhado é nosso), «Williams, in *From Latin to Portuguese*, p. 106, § 110, 2-B, regista esta mesma palavra (= *prõpiu*), considerando-a antiga e dialectal»<sup>2</sup> (p. 169; o sublinhado é nosso) e «O modo indicativo é o mais usado com valores que nem sempre são os do indicativo no português literário» (p. 183; a autora não indica os tais valores diferentes) não são admissíveis: é preciso verificar e exemplificar. A queda da postónica, se bem que dependa da acentuação, é uma síncope, e, portanto, deve considerar-se não no parágrafo 1 (*Acentuação*), mas sim no parágrafo 75 (*Síncope*). Não se pode falar numa tendência para a velarização do *a* tónico (> *ɔ*) baseando-se em só três exemplos (p. 150), quando a mesma vocal na mesma posição apresenta mais frequentemente outros timbres (*loc. cit.*). Ao § 3.5. (p. 151) acrescenta-se a forma *dêi* (a par de *dê*), registada na p. 38; ao § 5. (p. 152) *estâmagô* (p. 28) e *dõna* (p. 176); ao § 8.1. (p. 153) *nim* (p. 132) = *nem*, *quim* (p. 182) = *quem* e *sim* (p. 135) = *sem*, cujo *ĩ* talvez se deva à pouca tonicidade destas palavras; ao § 15.1. (p. 155) *embriegado* (p. 70) e *escandelizar* (glossário); ao § 16.1.1. (p. 155) *anadotas* (p. 131), *çarrar* (gloss.) e *Jasus* (p. 42); ao § 16.1.2. (p. 155) *chigada* (p. 74) e *cimatero* (p. 30); ao § 16.1.3. (p. 156) *furver* (p. 33); ao § 17.1.2. (p. 156) *chamené* (p. 27–28); ao § 18.1.2. (p. 157) *rõteiš* (p. 168); ao § 19. (p. 157) *setil* 'subtil' (gloss.); ao

<sup>1</sup> O nosso amigo OCTÁVIO LIXA FILGUEIRAS do Porto, autor de um belo livro sobre o barco poveiro – *O barco poveiro, Póvoa de Varzim 1966* –, disse-nos possuir um roteiro análogo relativo ao Douro inferior.

<sup>2</sup> Esta forma é realmente antiga, cf. DELP<sup>1</sup> s. *próprio*.

§ 26. (p. 158) *sintola* ‘santola’ (gloss.); ao § 27.1. (p. 159) *encadeado* (p. 62); ao § 27.2. (p. 159) *inrola-se* (p. 62), *intô* (*loc. cit.*); ao § 31. (p. 160) *estandal* (p. 89); ao § 31.1. (p. 160) *linçol* (p. 27); ao § 35.1. (p. 162) *especi’lidade* (p. 33); ao § 37. (p. 162) *pial* ‘poial’ (p. 27); ao § 37.5. (p. 162) *dotôri* (p. 30); ao § 38. (p. 163) *solho* ‘soalho’ (gloss.); ao § 38.1.2. (p. 163) *colidades* (p. 141); ao § 45.1. (p. 165) *baia* (p. 45) a par de *vaia* (p. 70); ao § 51.1. (p. 166) *fevres* (p. 30); ao § 55. (p. 167) *azeviar* ‘assobiar’ (gloss.; sonorização?); ao § 58.1.2. (p. 168) *sarbação* (gloss., s. *subreção*); ao § 58. (p. 168) *sartela* ‘sartelha’ (gloss.; despalatalização?); ao § 60. (p. 168) *cadave* (p. 31); ao § 67. (p. 170) *coxêxão* (p. 95) e *folosa* (p. 88 e gloss.); ao § 70.2. (p. 171) *néuva* (p. 69 e gloss.); ao § 70.1. (*Metátese consonântica*, p. 171) *cravão*, (p. 27), *escorfa* (gloss.), *prumonia* (p. 30) e *sabração* (gloss., s. *subreção*); ao § 71. (p. 171) *arraia* (gloss.); ao § 72.4. (p. 172) *torlete* ‘tolete’ (gloss.); ao § 90.1. (p. 179) *terrestre* (gloss.) e par de *terrestre* (gloss., s. *gente de mari*); ao § 103.1. (p. 184) *cambre* ‘cambe’ (p. 76); ao § 103.2. (p. 184–185) *banham* ‘venham’ (p. 27) e *poude* ‘pude’ (p. 39). Falta um parágrafo relativo a monotongação de *ao* a *ò* (p. 28, etc.) e outro relativo à redução do ditongo em *perfice* ‘superfície’ (p. 70 e 172).

A autora faz bem em comparar o falar da Ericeira com a língua padrão. Deveria evitar, porém, incorrer no erro de considerar aquele como derivado desta. Diz que «o ditongo *vu* reduz-se a *õ*, em próclise, nas palavras: *nõ* (*não*), *sõ* (*são*), *putõ* (a par de *purtõ*) (*potão*)» (p. 163). Isso está certo desde o ponto de vista do português normal, mas diacrõnicamente é mais provável que tenhamos aqui a conservação do *o* primitivo.

Não compreendemos muito bem o que a autora quer dizer com a frase: «A oclusiva dental sonora *d* não aparece, nas palavras *əšbrusar* (debruçar), *əžmamar* (desmamar), *əšpəškadu* (despescado)» (p. 165; o sublinhado é nosso); com toda a probabilidade estamos em presença de uma troca de sufixos (EX- por DE- e DE-EX-). A frase: «A oclusiva nasal palatal sonora *n* transforma-se em *l*, por dissimilação, na palavras: *liŋu* (a par de *linu*) (ninho)» (p. 167) deve ler-se «A nasal inicial *n* transforma-se em *l*, por dissimilação, na palavra: *liŋu* (a par de *linu*) (ninho)». A oração: «A sibilante palatal sonora *ž* passa à surda correspondente *z*» (p. 167) deve corrigir-se em: «A sibilante palatal sonora *ž* despalataliza-se». Ignoramos o que Joana Lopes Alves entende por «diferenciação criada» na frase: «O grupo de oclusiva bilabial sonora *m* mais vibrante alveolar simples *r*, transforma-se em *mbr*, por diferenciação criada, na palavra: *kɔ<sup>m</sup>brɔ* (câmara)» (p. 169). Em *despois*, *esmagrecer* e *esbruçar*, o *s* pode ser epentético, como quer a autora (§ 72.2., p. 171), mas também remontar a outra prefixação (DE-EX-, EX-). No parágrafo da epêntese (p. 171–172) é preciso citar também formas como *rende* ‘rede’ (p. 32) e *runfo* ‘rufo’ (gloss.), cujo *n* se não pode explicar pela presença de outra nasal na mesma palavra. Os exemplos de síncope (§ 75., p. 172) podem facilmente aumentar-se com formas como *apar’ceu* (p. 43), *car’pau* (p. 74), *marít’mos* (p. 32), *pucro* (p. 149), etc. No parágrafo relativo à contracção (§ 83., p. 173) é preciso acrescentar que a conjunção *que* ante vogal se reduz sempre a [k], veja-se, por exemplo, [*kulumé*] ‘que o lume’ (p. 175).

Prescindindo doutros reparos podemos assim afirmar que, nos capítulos dedicados à fonética, à morfologia e à sintaxe, a autora não soube aproveitar e elaborar toda a riqueza de formas e palavras que ela cita noutras páginas do seu trabalho. O mesmo acontece com o glossário (p. 193–236), onde não só faltam muitas palavras recolhidas na parte etnográfica, mas também a definição nem sempre é exacta. Das palavras que faltam citamos as seguintes: *aguacêro* ‘chuva repentina e passageira do *berão*’ (p. 69); *arcálo*: o mesmo que *arcala* (p. 54); *balho* ‘baile’ (p. 29), *cachucho* ‘espécie de peixe’ (p. 85); *caneca* ‘vasilha de barro para tirar a *auga*’ (p. 27); *carapau* ‘espécie de



peixe' (p. 85); *casa de jantari* '«a casa para onde se entra»' (p. 26 e fig. 19), *chicharro* 'carapau grande' (p. 85); *clúnia* 'móvel onde se põe uma floreira' (p. 26 e 27); *corvina* 'espécie de peixe' (p. 85); *deixar o linguado* 'abandonar a pesca do linguado' (p. 72); *dente* 'ponta aguda maior da gança' (p. 92); *emenda* 'linha que se ajunta a outra para lhe dar o comprimento necessário' (p. 75 N 14); *encinho*: o mesmo que *ganço* (p. 92); *esmalhar* 'reunir' (p. 55; = *emalhar*?); *estrela do mari* 'o planeta Júpiter' (p. 71); *estrela da terra* 'o planeta Marte' (p. 71); *fiar a beço* 'fiar com a boca?' (p. 54); *fiel* 'cabo onde ata a sonda' (fig. 68); *folheto*: o mesmo que *folhalo* (p. 92); *força* 'virtude misteriosa' (gloss., s. *alvarinha*); *forquilha* 'aparelho que serve para pôr o golfo no cesto onde se fará o transporte' (p. 92); *garrucho*: o mesmo que *moutão* (p. 67); *gêlo* '?' (p. 74); *gira-allinho* e *gira-ferro* 'espécie de jogos femeninos' (p. 52); *golfinho* 'espécie de cetáceo' (p. 88); *imparar* 'prender?' (p. 92); *intrevados* 'enfermos' (p. 45, na expressão *Senhori dos Intrevados*); *ir-se embora* 'morrer' (p. 30); *jagoz* 'da vila' (p. 3); *joalhêra* 'utensílio destinado à limpeza da casa' (p. 27); *limo podre de setembro* 'folheto apanhado no mês de setembro, de qualidade inferior' (p. 92); *maré biba* 'maré que enche e vaza muito' (p. 70); *maré morta* 'maré que enche e vaza pouco' (p. 70); *mar-mota* 'pescada não adulta?' (p. 108); *medida* 'tábua de cerca de 20 cm. de comprimento, fornecida pela Capitania, e que representa o comprimento mínimo da lagosta para consumo' (p. 76 N 18); *mes da fêra* 'o mês de Julho' (p. 92); *mudar-se* 'morrer' (p. 30); *nabalhinha* 'espécie de crustáceo' (p. 86); *naperão* '?' (p. 27); *navalha preta* 'espécie de crustáceo' (gloss., s. *quenguerela*); *óstaga*: o mesmo que *austaga* (p. 67); *ouricêro* 'o homem que, no inverno, se dedica à apanha dos ouriços' (p. 91 N 1); *outelo* 'a quarta rede nas armações de sardinha à valenciana' (p. 55); *pancada d'auga* 'chuva grossa invernal que vem de repente' (p. 69); *pata* 'a parte mais comprida do anzol' (fig. 81); *perfice* 'superfície' (p. 70); *pesca da fome d'imverno* 'pesca no inverno na Malhada de mexilhões, percebes, polvos, abróticas, camarões, etc., pouco lucrativa' (p. 81); *pesca-dinha* 'pescada pequena?' (p. 85); *pia* 'parte inferior da sonda, cavada, cheia de barro mole ou sebo' (p. 68); *píncela* 'imperdível' (p. 37); *pregado* 'rodovalho' (p. 141); *pu-xada* 'o reboque das lanchas na praia' (p. 74); *roto* 'irregular?' (p. 108; diz-se do fundo); *sachado/seichado* 'fornecido de sacho' (p. 67); *saída* 'abertura da manjarona, oposta à boca' (p. 60); *seti estrelas* 'a ursa maior' (p. 71); *solto* 'mole' (p. 71; diz-se de um fundo de lodo); *sprito* 'cheiro' (p. 34); *têlha bã* 'telha sem forro' (p. 27); *tomatim* 'tomate' (p. 33); *trombolas* 'espécie de ave' (p. 87); *zarolho* 'vesgo' (gloss., s. *vesgo*).

Das definições corrigimos e completamos as seguintes: *aviar* significa, segundo o que diz o *Ti' Jôquim Marrão* na p. 74, 'prover do *abio*', não 'comprar os *abios* necessários para a ida ao mar'; da figura n.º 23 depreende-se que a *bilha* não é menor, mas sim igual à *quarta*; *candeio* pode também significar 'pesca ao lume do candeio' (p. 61–62). Define-se o *muro* como uma «peça de madeira em forma de prisma recto, com os vértices da face menor arredondados, tendo uma chanfradura a meio da aresta oposta à face menor» (p. 223); mas como um prisma recto tem duas faces menores e a fig. 71 é pouco clara, a definição resulta confusa. Sob a palavra *pêxe* deve dizer-se que também o polvo passa por peixe (p. 62). A *raspa* é também uma música (p. 49).

Não se nos repreenda por nos termos detido em completar o glossário: linguistas há que deste tipo de trabalhos só consultam o vocabulário.

Apesar de todas estas e doutras imperfeições, este estudo constitui sem dúvida uma valiosa contribuição ao conhecimento da etnografia e dos falares portugueses.

Michael Metzeltin